

Deutsche Rundschau

*Herausgegeben
von Rudolf Pechel unter
Mitwirkung von Paul Fechter
und Eugen Diesel*

Januar 1939

Aus dem Inhalt: Samhaber: Das veränderte Gesicht des Krieges / Flügge: Von der Technik des Friedens / Schmidt: Ottobeuren / Fechter: Was ist eigentlich Geist? / Pechel: Noch einmal Tallyrand / v. Koenigswald: Der Auftrag Gottes / Pechel: Die Straße nach Taschkent / d'Alton-Rauch: Eduard d'Alton und die Pferde / Kramp: Die Fischer von Lissau. Roman.

Deutsche Rundschau

Gegründet im Jahre 1874. Herausgegeben von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter und Eugen Diesel. Preis 1.- RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12.- RM für 12 Hefte zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsbesen. Vierteljährlich 3.- RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin W 35, Kurfürstenstraße 42 I. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Postcheckkonto Leipzig 295.

65. Jahrgang

Januar 1939

INHALTSVERZEICHNIS

Ernst Samhaber: Das veränderte Gesicht des Krieges	1
Die Karte des Monats	7
Kurt Flüge: Von der Technik des Friedens	8
Lebendige Vergangenheit	14
Paul F. Schmidt: Ottobeuren	17
Paul Fechter: Was ist eigentlich Geist?	27
Rudolf Pechel: Noch einmal Talleyrand	31
Harald v. Koenigswald: Der Auftrag Gottes	36
Rudolf Pechel: Die Straße nach Taschkent	39
Helene d'Alton-Rauch: Eduard d'Alton und die Pferde	42
Rundschau	48
Willy Kramp: Die Fischer von Lissau. Roman. IV.	54
Literarische Rundschau:	
R. Pechel: Erzähltes	72
Aus der Geschichte	76
Länder und Menschen	77
Literatur	78

Das veränderte Gesicht des Krieges

Als in den ersten Wochen des Weltkrieges das deutsche Heer wie eine unwiderstehliche Woge über die Fluren Nordfrankreichs hinwegbrauste, da zog die französische Heeresleitung alle ausgebildeten Männer zum Dienst mit der Waffe ein. Als dann auf die Marneschlacht der Wettlauf zum Meer folgte mit der bisher in der Geschichte unvorstellbaren Ausdehnung der Kampffront, verlangte der damit verbundene Mannschaftsmangel eine Neurekrutierung von weiteren 2,7 Millionen Mann. Der Gedanke, daß ein Volk seine Freiheit mit der Waffe in der Hand verteidigen müsse, schien gesiegt zu haben. Aber bereits im August 1915 kam der Rückschlag.

Hatte bisher die Auffassung geherrscht, daß ein moderner Krieg wegen der großen Kosten nur sehr kurz sein könne, so erkannte damals die französische Regierung, daß noch lange Zeit die größten Anstrengungen notwendig sein würden, bis Frieden geschlossen werden könne. Bis zu dieser Zeit kam es der Führung nicht so sehr darauf an, möglichst viel Material zur Verfügung der kämpfenden Truppe zu halten. Niemand hatte bei Kriegsausbruch auch nur entfernt ahnen können, welche Ansprüche ein moderner Krieg an den Munitionsnachschub stellen würde. Die Fabriken waren zwar darauf eingerichtet, im Ernstfalle etwas mehr zu liefern als die laufenden Erfordernisse des Friedens, aber die Zufuhr von bedeutenden Munitionsmassen zu gewährleisten, nachdem die geringen Vorräte aus der Friedenszeit aufgebraucht wären, dazu waren sie nicht in der Lage. Was sollten sich auch die Armeen den Kopf zerbrechen, was kommen würde, wenn die aufgestapelten Munitionsmassen verschossen waren, wenn dann nach den Vorbildern der Kriege des 19. Jahrhunderts doch die Entscheidung schon längst gefallen war!

Als nach der Marneschlacht die französischen Truppen sich den neuen deutschen Feldstellungen an der Aisne und in der Champagne näherten, befahl der General Foch den Angriff. Es wurde ihm von Joffre mitgeteilt, daß die Munitionsknappheit, die bereits kritisch sei, bald katastrophal werden könne. Foch werde daher für vierzehn Tage bis drei Wochen keine Granaten mehr für seine Feldkanonen bekommen. Dieser Umstand führte sofort zur Einstellung aller Angriffe. Selbst damals wurde die tiefe Wandlung nicht voll erfasst, die der Krieg erfahren hatte. Die Armee sprach von vorübergehendem Mangel, sie stellte zwar große Ansprüche an die Industrie, die nicht erfüllt wurden, aber sie war nicht bereit, das Hinterland als Teil der kämpfenden Front anzusehen. Erst die bitteren Erfahrungen des Jahres 1915 brachten den Umschwung.

Im Dezember 1914 lagen die Anforderungen der französischen Armee bei 60000 Schuß 75-mm-Granaten täglich, während die Industrie nur die Hälfte liefern konnte. Dann stiegen die Anforderungen sprunghaft, und die Steigerung der Herstellung hinkte immer weiter nach. Im Januar 1915 wurden bereits 80000 Schuß täglich angefordert, im September 1915 sogar 150000 Schuß

täglich für die 75-mm-Kanone. Es ist interessant, daran zu erinnern, daß 1914 nur eine Tagesproduktion von 13 000 Schuß täglich vorgesehen war.

Vielleicht noch schwieriger war die Lage der schweren Artillerie. Das französische Heer hatte 1914 nur die 155-mm-Kanone herausgebracht, die anderen Typen waren noch in Vorbereitung. Für dieses Kaliber waren täglich nur 350 Schuß vorgesehen. Im Dezember 1914 wurden dagegen bereits 3000 Schuß täglich und im Juni 1915 sogar 12 000 Schuß täglich angefordert. Aber wie sollte diese ungeheure Leistung aus dem Boden gestampft werden? Zunächst kam es darauf an, Arbeiter freizubekommen. Der einzelne Mann diente nicht am besten seinem Vaterlande, wenn er irgendwo an einer Kanone lehnte, die aus Mangel an Munition hinter der Front stand und nicht eingesetzt werden konnte, sondern indem er Granaten drehte, damit die zahlenmäßig geringere Armee ihre Feuerkraft voll entfalten konnte. So wurden im August 1915 rund 550 000 Mann von der Front an die Arbeit in ihren Betrieben zurückbeordert.

Das war das erste Zeichen für den Wandel der Kriegsführung. In den folgenden Monaten und Jahren sollte sich das Gesicht des Krieges immer stärker verändern. Nicht nur daß der Feuerorkan der Front immer gewaltiger ansthwoll — so stieg der Tagesbedarf allein der französischen 75-mm-Kanone bis 1918 auf über 300 000 Schuß — es kamen die modernen Waffen, deren Materialverbrauch ungleich stärker war. Es wird berechnet, daß die durchschnittliche Lebensdauer eines Kampfflugzeuges in den letzten Kriegsmonaten nur zwei Monate, die eines Beobachtungsflugzeuges drei Monate erreichte. Die Tanks waren besonders im Anfang so kompliziert, daß der Materialaufwand ungewöhnlich groß war. Aber was am meisten ins Gewicht fiel, waren die Ansprüche, die die Versorgung des gewaltigen Heeres an die Transportmittel stellte. Die Klagen werden nicht abreißen über die vielen waffenfähigen Männer, die in der britischen Handelsflotte und in den französischen Transportunternehmungen zurückgehalten werden. Dazu kommen die Aufforderungen, die an die Kraftwagenindustrie für Lieferung von Transportmitteln gestellt werden.

So verschiebt sich das Schwergewicht des Krieges immer mehr von der Front ins Hinterland. Neben die Zahl der kämpfenden Divisionen tritt entscheidend die Zahl der Industriewerke. Damit muß sich auch die Beurteilung der Macht und der politischen Stärke eines Volkes grundlegend ändern. Die Industriestaaten werden durch eine derartige Entwicklung gewinnen, die Agrarstaaten entsprechend verlieren. Das ist deswegen für das Deutsche Reich so wichtig, weil es das bei weitem mächtigste Industrieland Europas ist und nur durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika übertroffen wird. So groß und berechtigt heute der Stolz auf die deutsche Wehrmacht ist, daneben muß die Anerkennung der mächtigen Stellung der deutschen Industrie treten, die erst dieser Wehrmacht ihre ganze Schlagkraft verleihen kann.

In den letzten Monaten ist an der deutschen Westgrenze ein Befestigungswerk geschaffen worden, das nach dem Urteil der Fachleute, die es besichtigen konnten, als uneinnehmbar angesehen wird. Nur wenige werden die gewaltige Leistung würdigen können, die die deutsche Industrie und der deutsche Arbeiter mit der

Schaffung eines solchen Werkes inmitten der bereits bestehenden Vollbeschäftigung vollbracht haben. Alle Anstrengungen und aller gute Wille wären jedoch vergeblich gewesen, wenn nicht bereits eine starke, leistungsfähige Industrie bestanden hätte, die eine solche Aufgabe zu übernehmen in der Lage war. Die Festungswerke im Westen sind nur ein besonders deutlicher Ausdruck der großen deutschen Leistungsfähigkeit, aber sie stehen dabei neben den anderen Erscheinungen, die mit in das Bild der deutschen Wehrmacht gehören.

Wenn es auch nicht möglich ist, auf Einzelheiten einzugehen, werden wir aus den laufend veröffentlichten Zahlen doch einige herausgreifen können, die einen Vergleich der Leistungsfähigkeit der Industrien der großen Mächte erlauben. Dabei werden wir in erster Linie die Zahlen der Stahlerzeugung zu berücksichtigen haben. So mannigfaltig die moderne Wehrwirtschaft aufgebaut ist, in irgendeiner Form wird schließlich doch Eisen und Stahl eine ausschlaggebende Rolle spielen. Selbst der Flugzeugbau, der stärker mit Leichtmetallen als mit Stahl rechnet, benötigt in den Hallen und den Werkzeugen wieder Eisen. So läßt sich wohl sagen, daß die wirtschaftliche Wehrkraft, das „*potentiel de guerre*“, am Stande der Eisenerzeugung abgelesen werden kann.

Die Roheisenerzeugung des Deutschen Reiches erreichte im Jahre 1937 rund 16 Millionen Tonnen. Sie konnte schon einen Vergleich mit der Eisenerzeugung von England (8,6 Mill. Tonnen) und Frankreich (7,9 Mill. Tonnen) zusammen aushalten. Ähnlich liegen die Ziffern der Rohstahlerzeugung im gleichen Jahr. Einer deutschen Erzeugung von 19,8 Mill. Tonnen stand eine englische von 13,1 Mill. Tonnen und eine französische von 7,9 Mill. Tonnen gegenüber. Daneben kommen in Europa nur die Ziffern in Betracht, die von der Sowjetunion bekanntgegeben wurden (14,5 Mill. Tonnen Roheisen und 17,8 Mill. Tonnen Rohstahl), aber man wird gut tun, diese von der amtlichen Sowjetpropaganda veröffentlichten Zahlen mit Mißtrauen zu betrachten.

Bot bereits das Jahr 1937 so ein für Deutschland sehr günstiges Bild, so hat sich das dank der großen Anstrengungen der letzten Monate noch wesentlich günstiger gestaltet. Während die deutsche Roheisenerzeugung gesteigert wurde und im Monat Juli mit einer Monatsförderung von 1 625 000 Tonnen einen Höchststand erreichte, ging die englische im gleichen Monat auf 516 000 Tonnen zurück und ist in den folgenden Monaten August und September sogar auf 450 000 und 437 000 Tonnen weiter abgesunken. Die französische Roheisenerzeugung unterlag einem ähnlichen Rückschlag. Sie ging im August auf 421 000 Tonnen zurück, so daß England und Frankreich zusammen im August nur 871 000 Tonnen Roheisen erzeugten gegen 1 585 000 Tonnen in Deutschland, also fast das Doppelte.

Ebenso hat sich auch das Verhältnis der Rohstahlerzeugung verändert. Während die deutsche Erzeugung in den letzten Monaten die beachtliche Höhe von rund 2 Mill. Tonnen erreichte und im August sogar leicht überschritt, ist die englische Rohstahlerzeugung im August auf 669 000 Tonnen, die französische auf 425 000 Tonnen abgesunken. Selbst wenn man berücksichtigt, daß inzwischen bei den Westmächten eine Besserung eingetreten ist, so lassen diese Zahlen doch deutlich er-

kennen, welchen Vorsprung Deutschland dank seiner entwickelten Industrie aus dem Wandel der Kriegführung ziehen kann.

Im Weltkrieg konnte sich die günstige Stellung Deutschlands bereits auswirken, zumal damals besondere Umstände den deutschen Vorsprung sogar noch weiter steigerten. Die Friedensförderung an Roheisen war zwar in den Gebieten der sogenannten Mittelmächte (Deutsches Reich und Österreich) mit 22 Mill. Tonnen genau so groß wie in den Ländern der Entente, dagegen lag ihre Stahlerzeugung mit 21 Mill. Tonnen über der der Entente mit nur 19 Mill. Tonnen. Als dann der deutsche Vormarsch in den ersten sechs Wochen des Krieges Belgien und Nordfrankreich und einen Teil Französisch-Lothringens in deutsche Hand gebracht hatte, da lag die Roheisenerzeugung des Friedens in den von den Mittelmächten beherrschten Gebieten mit 25 Mill. Tonnen weit über der der Entente mit nur 16 Mill. Tonnen, und das Verhältnis der Stahlerzeugung lag mit 24 Mill. Tonnen sogar bei fast dem Doppelten der Entente mit nur 13 Mill. Tonnen. Erst die Unterstützung der Entente durch die Vereinigten Staaten konnte diese fast hoffnungslose Unterlegenheit ausgleichen.

Am Mangel an Eisen und Stahl brach die russische Front zusammen. Die Versuche der Entente, Hilfe über die Dardanellen zu bringen, scheiterten an dem zähen Widerstand der Türken, und damit war Rußlands Schicksal entschieden. Aus Mangel an schwerer Artillerie waren die italienischen Angriffe am Isonzo zum Fehlschlagen verurteilt, und die ersten englischen Angriffe an der Westfront bis in die Tage der Sommeschlacht hinein blieben im deutschen Feuer liegen, dessen Überlegenheit die Engländer erst veranlaßte, die Materialschlacht vorzubereiten. Aber es ist sicher, daß ohne die Unterstützung der Vereinigten Staaten, die ungefähr die Hälfte der Leistungsfähigkeit an Eisen und Stahl in der Welt überhaupt darstellen, die Entente niemals einen Wettbewerb in der Materialbeschaffung mit der entwickelten deutschen Industrie hätte aufnehmen können. Während des Weltkrieges war die Bedeutung der Industrie nicht rechtzeitig erkannt worden. Erst nach der Sommeschlacht setzte das Hindenburgprogramm ein mit größter Ausnützung der zur Verfügung stehenden Möglichkeiten, und an dem deutschen Abwehrfeuer, das aus dem deutschen Hinterland ausreichend mit Munition gespeist worden war, zerbrach die französische Nivelle-Offensive vom Chemin des Dames. Ihre entsetzlichen Blutopfer brachten Frankreich an den Rand der offenen Meuterei.

Aber dann machten sich in Deutschland die entgegengesetzten Strömungen geltend, vor allem der Mangel an Arbeiterschaft. Es erscheint fast unmöglich, den modernen Krieg an beiden Fronten, an der Kampffront und an der Heimatfront, in voller Kraft zu führen. Es reicht einfach die menschliche Arbeitskraft nicht aus. Während des Weltkrieges konnte Deutschland noch sehr stark sich auf die Millionen von Gefangenen stützen, dazu kam, daß die Sorge der Verpflegung der belgischen und nordfranzösischen Bevölkerung von dem nordamerikanischen Hilfswerk abgenommen wurde. Dennoch wurden die Anforderungen der Heimat immer dringender, auch wehrfähige Männer für die Arbeit in den Munitionsfabriken von der Front zugewiesen zu erhalten. Es war ein schwerer Entschluß, der in erster Linie

von der Beurteilung der Dauer des Krieges abhing, denn solange die Hoffnung bestand, mit einer großen Anstrengung die feindliche Front durchbrechen und damit den Krieg beenden zu können, so lange mußte jeder Mann in die Kampfszone, um diesen Sieg ersehten zu helfen. Dauerte das Ringen länger, so mußte die Munitionsvorsorgung vorgehen. So ist es kein Zufall, daß gerade im Spätsommer des Jahres 1918, also als die Kriegslage sich ungünstig gestaltete, stärker Männer von der Front zurückgezogen wurden, aber damals war es bereits zu spät geworden.

Die Umwälzung in der Kriegsführung durch die stärkere Betonung des Materials läßt auch die militärischen Kräfteverhältnisse an der Front nicht unberührt. Im Weltkrieg konnten die Russen noch gewaltige Millionenheere in den Kampf führen, deren Zahlen in keinem Verhältnis zur industriellen Leistungsfähigkeit des Hinterlandes standen. Es kam damals weniger darauf an, daß diese Massen gut ausgerüstet, als daß sie gut ausgebildet waren. Der Glaube an die russische „Dampfwalze“ zerbrach jedoch an der überlegenen Abwehr des deutschen Heeres, an der auch die überlegene Bewaffnung nicht unwesentlich beteiligt war. Die industriellen Reserven erscheinen heute nach den Erfahrungen des Weltkrieges und der seitdem eingetretenen Verschiebung in der Waffentechnik vielleicht ebenso wertvoll wie die ausgebildeten Reserven, die vor dem Weltkriege ausschließlich bei der Berechnung der „Kriegsstärke“ eines Landes berücksichtigt wurden. Desto mehr prüft heute jeder Staat, über wieviel ausgebildete Facharbeiter er im Notfalle verfügen kann, denn von dieser Zahl hängt die Zahl der kämpfenden Soldaten an der Front ab.

Die Anforderungen, die jeder einzelne kämpfende Soldat an die Versorgung durch das Hinterland stellt, wachsen mit der Entwicklung der Waffentechnik. Der Infanterist braucht naturgemäß weniger Nachschub als die Artillerie oder die modernen technischen Waffen, Tanks und Flugwaffe. Wir brauchen nur zu berücksichtigen, welchen Munitionsverbrauch etwa die Flak mit ihrer hohen Feuergeschwindigkeit hat, besonders wenn sie, wie vom spanischen Kriegsschauplatz berichtet wird, gegen feste Ziele im Stellungskrieg angefeuert wird. Die Zeiten vom Beginn des Weltkrieges sind vorbei, da die Franzosen je Rohr und je Tag nur vier Schuß zur Verfügung stellten. Es läßt sich heute wohl noch kein festes Zahlenverhältnis zwischen Anzahl der Facharbeiter und kämpfender Truppe nennen — die nordamerikanischen Berechnungen, die teilweise bis zum Verhältnis von 27 Facharbeiter je kämpfendem Mann in der Front gehen, sind wohl sehr stark übertrieben — aber es kann kein Zweifel sein, daß ein festes Verhältnis sich herauszubilden beginnt.

In einer Rede betonte kürzlich der englische Kriegsminister Hore Belisha, daß in einer kommenden Schlacht es das Bestreben der Heeresleitung sein müsse, die Zahl der kämpfenden Menschen auf dem Schlachtfeld so niedrig wie möglich zu halten, dafür ihnen unbegrenzt Material zur Verfügung zu stellen. Das gilt also nicht nur für die Munition, sondern auch für das Gerät jeder Art: Waffen, Tanks, Flugzeuge. An die Stelle des Ringens der Männer an der Front tritt das Ringen ganzer Völker.

Die Engländer hoffen, daß bei dieser Veränderung des Krieges sich die See-

macht sehr viel entscheidender auswirken wird als während des Weltkrieges, obwohl auch damals nach britischer Lehre es der eiserne unerbittliche Griff der Flotte in Scapa Flow gewesen sei, der Deutschlands Kräfte trotz aller Siege an der Front erlahmen ließ. Wenn die menschliche Arbeitskraft stärker ins Gewicht fällt als selbst der Mann in der Front, so daß dieser zurückgezogen werden muß, so würde nach englischer Anschauung die Mitarbeit der ganzen Welt, vor allem der Vereinigten Staaten von Nordamerika, kriegsentscheidend sein. Diese Lehre enthält aber für England eine schwere Gefahr: die der Abhängigkeit von den überseeischen Ländern.

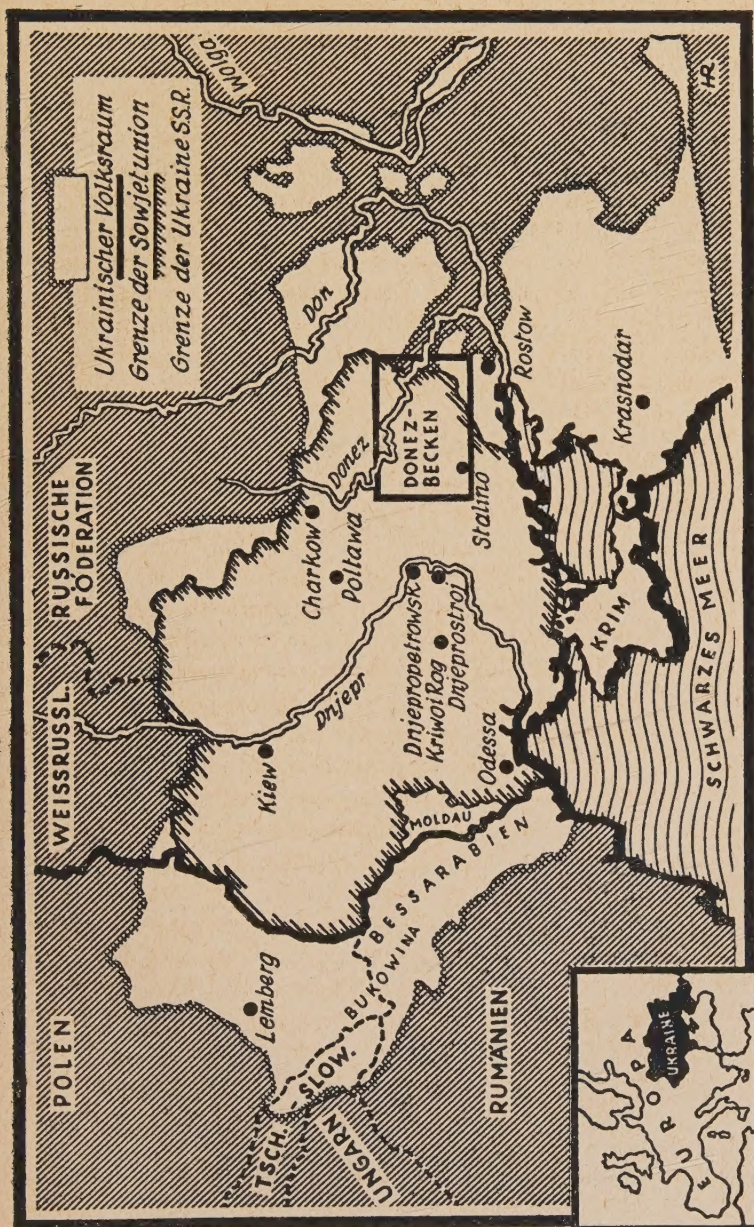
Während das Deutsche Reich stolz auf seine eigene Industrie ist und weiß, daß es sich auf sie verlassen kann, muß England um die politische Unterstützung der Dominions und der Vereinigten Staaten werben. In den kritischen Septembertagen dürfte die Rücksicht auf die Strömungen in anderen Erdteilen sicher sehr stark mitgewirkt haben, um die britische Haltung zu bestimmen. Es erscheint auch zweifelhaft, wie weit die englische Seemacht heute in der Lage ist, die wirtschaftliche Mitarbeit der Neutralen in Europa — und diese stellen einen beachtlichen Teil der neutralen Staaten überhaupt — zu erzwingen. Auf ihr beruht ein beträchtlicher Teil der deutschen Rohstoffversorgung, die der großen Produktion als Grundlage dient.

Die deutsche Wirtschaftspolitik der letzten Jahre hat es verstanden, den europäischen Südosten sehr stark als Rohstoffquelle zu erschließen. Viele Güter, die wir bisher ausschließlich aus Übersee erhalten haben, bekommen wir heute aus den benachbarten Ländern des Südostens. Daneben steht der Norden. Besonders unsere Eisenerzversorgung ist zum Teil so lange auf die Zulieferung schwedischer Erze angewiesen, bis die Eigenversorgung durch den Vierjahresplan sichergestellt ist. Hier liegen zweifellos noch Schwachmomente, die aber durch eine kluge Vorratspolitik beseitigt werden können. Wir haben im September von zuständiger Seite die Versicherung gehört, daß eine Blockade uns nicht mehr in die Knie zwingen kann, und daß wir Vorräte besitzen, um mehr als ein Jahr die Entwicklung mit Ruhe betrachten zu können. Bis dahin sollen dann die großen Vorhaben zur Befreiung von der deutschen Rohstoffabhängigkeit vollendet sein.

Das veränderte Gesicht des Krieges verlangt eine straffere nationale Disziplin nicht nur der Front, sondern auch der Heimat. Jeder Mann und jede Frau hinter dem Pflug oder dem Schraubstößel kämpfen für die Erhaltung des Volkes, für die Abwehr des feindlichen Angriffes. Das gilt sowohl in der Stunde der wirklichen Gefahr bei Luftangriffen wie in der nimmermüden Erfüllung der Pflicht in den langen Stunden der Arbeit. Nur das Volk, das diese Disziplin aufbringt, nicht befohlen von oben und erzwungen durch Gewalt, sondern aus innerem Antrieb, aus innerer Selbstzucht und freier Liebe zum Vaterland, wird das schwere Ringen bestehen. Es erscheint zweifelhaft, ob Völker, die in der Vierzigstundenwoche ein Heiligtum sehen, diese Disziplin aufbringen, ebenso wie es wohl gewiß sein dürfte, daß eine blutige Diktatur der Rechtlosigkeit bolschewistischer Prägung nicht zum Durchhalten befähigt ist. Das mag in der Haltung Stalins in den Septembertagen den Ausschlag gegeben haben.

Die Karte des Monats

Der ukrainische Volkstraum



Zeichnung: Rudolf Heimlich

Styl: Walter Pahl

Der ukrainische Volkstraum erstreckt sich über ein Gebiet von etwa 760 000 qkm mit rund 44 Millionen Ukrainern. Die Sowjet-Ukraine (Ukraine S.S.R.) umfaßt 452 000 qkm mit rund 32 Millionen Einwohnern. Von dem ukrainischen Volkstraum liegt außerhalb der Ukraine S.S.R. liegen etwa 144 000 qkm in der „Russischen Föderation“ und 132 000 qkm in Polen. Der Rest ist zwischen Rumänien und der nunmehr autonomen Karpatho-Ukraine (Tschecho-Slowakei) aufgeteilt. Die Vertreter der in Polen lebenden 5 Millionen Ukrainer haben im polnischen Sejm einen Autonomieantrag in Form einer Verfassung für das gesamte ukrainische Siedlungsgebiet eingebracht.

Von der Technik des Friedens

Oswald Spengler hat die Zeit von 1871 bis 1914 einen „unwahrscheinlichen Zustand von Ruhe, Sicherheit, friedlichem und sorglos fortschreitendem Dasein“ genannt, zu dem eine Parallele aber weder in der Vergangenheit gesucht noch für die Zukunft erhofft werden könne. Spengler erklärt in demselben Zusammenhang, in dem er es ablehnt, die lange Friedenszeit für „normal“ anzusprechen, die Gründe für „diesen auf die Länge unmöglichen Zustand“ seien unbekannt. Mit dieser Anschauung darf sich der Historiker nicht zufrieden geben; denn so gewiß letzte Gründe für den Verlauf einer namentlich noch an die Gegenwart heranreichenden Epoche schwer zu ermitteln sind, so unabdingbar hat der nach-erlebende und erzählende Historiker die Pflicht, Zusammenhänge zu untersuchen und die stark verknoteten Fäden der weltgeschichtlichen Entwicklung bis in die Zentren der Knoten hinein zu verfolgen.

Die Frage nach den Gründen für die lange Friedenszeit von 1871 bis 1914, die als Epoche der „Friedensware“ und der „Friedenspreise“ weithin immer noch als „Normalzustand“ trotz aller Ablehnung der damaligen politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse empfunden wird, führt folgerichtig zu der allgemeinen Frage nach der Möglichkeit längerer Friedenszeiten überhaupt. Gemeinhin werden die Kriege als die Katastrophen und Ausnahmezustände im Leben der Völker angesehen; und doch berichtet die Weltgeschichte auf jeder ihrer Seiten von blutigen Verwicklungen, die im Hinblick auf ihre Häufigkeit eher als Regel denn als Ausnahme erscheinen. Aber zuletzt wird jeder Krieg durch einen Friedensschluß beendet, der freilich die verschiedensten Formen annehmen kann. Zwischen der völligen Besiegung und Unterwerfung eines der Kriegsgegner und dem Verständigungsfrieden zwischen zwei oder mehreren Staaten liegt eine Fülle möglicher Arten des Friedensschlusses, die alle im Lauf der Weltgeschichte schon „durchgespielt“ sind und je nach den Umständen in einem Fall wirklich zum Frieden führten, im anderen nicht. Eine eingehende Untersuchung der Typen des Friedensschlusses wäre erforderlich, um aufzuzeigen, wie weit etwa die Länge der folgenden Friedenszeit ursächlich mit der Art und Form der vorübergehenden Kriegsbeendigung zusammenhängt.

Bezweifelt werden muß die Richtigkeit der oben erwähnten Ansicht Spenglers, daß die Epoche von 1871 bis 1914 einzig im Lauf der Weltgeschichte hinsichtlich ihres Zustandes von Ruhe, Sicherheit und friedlichem Fortschritt dastehe. Wird uns wirklich nicht auch von anderen Zeiten berichtet, daß sie ein „sorglos fortschreitendes Dasein“ kannten? Freilich: die Bezeichnung „sorglos“ kann immer nur das Werturteil eines Späteren sein. Sorglosigkeit als gegenwärtigen Zustand gibt es in der Empfindung der Lebenden — glücklicherweise — nicht. So kann man doch wohl die Zeitalter eines Perikles, eines Augustus, eines Heinrich III. mit ausreichendem Grund Friedensepochen nennen; auch sie sind bezeichnenderweise

von der Nachwelt als „normale“ Zeiten gewertet worden und leben bis auf den heutigen Tag glanzvoll verklärt in den Begriffen „Blütezeit Athens“, „Pax Romana“ und „Tregua Dei“ fort. Sind diese Friedenszeiten Schöpfungen Einzelner? Sind sie Ergebnisse einer zufälligen außenpolitischen Situation? Sind sie Ausfluß der Völkervillen? Betrachtet man den inneren Zustand der Staaten und Völker, die eine solche gesegnete Epoche erleben durften, so fällt übereinstimmend auf, daß der Frieden nirgends auf Erschöpfung beruhte, sondern auf vorangegangenen außenpolitischen Erfolgen, die zu einer gewaltigen Steigerung der staatlichen Machtfülle sowie der kulturellen und wirtschaftlichen Betriebssamkeit geführt hatten. Die durch Erfolge gesteigerte Staatskraft kann zweifellos ein Moment der Beruhigung darstellen und ist oft von Natur konservativ. Man darf wohl annehmen, daß jedes festhastende Volk von sich aus friedfertig ist und ohne Not niemals bewusst den Zustand der Ruhe zu unterbrechen wünscht. Insofern stellt es mit Recht an seine Regierungen die Forderung, entsprechende politische Situationen zu schaffen und zu nützen. Das Format und die Kunst der Staatsmänner ist daher von entscheidender Bedeutung für die Frage Krieg oder Frieden. Das hindert nicht, daß Spannungen von weltgeschichtlichem Ausmaß entstehen, die auf die Dauer nur durch das Schwert befriedigend gelöst werden können, häufig genug nur durch den Sieg oder Untergang einer der beteiligten Mächte, häufig auch erst durch das Eingreifen eines Dritten. Zwei Beispiele aus der Geschichte der antiken mittelmeeerischen Völker mögen das erläutern.

Seit 500 v. Chr. bestand der offene Konflikt zwischen den griechischen Stadtrepubliken und dem Reich der persischen Großkönige. Das Vordringen der Griechen, die seit 350 Jahren immer stärker den mittelmeeerischen Handel an sich zogen, stieß mit der von Kyros noch einmal geeinten Macht des vorderen Orients zusammen. Dem tatkräftigen Eingreifen der Griechen des Mutterlandes gelang es, die Gefahr einer Aufsaugung der jonischen Stadtstaaten, aber auch des eigentlichen Griechenland in den persischen Flächenstaat wirksam abzuwenden. Aber die eigenartige Individualisierung des griechischen Staatslebens, die auch angesichts der drohenden Gefahren und nach gemeinschaftlich errungenen Siegen nicht überwunden wurde, führte schließlich zu jahrzehntelangen erbitterten Kämpfen der Hellenen untereinander. Das Ergebnis war, als Sparta nur mit persischer Hilfe die Athener niederringen konnte, die schmachvolle Bestimmung des Königfriedens von 386 v. Chr., daß der Großkönig jetzt von Rechts wegen in die innergriechischen Verhältnisse eingreifen durfte. Der fast gleichzeitig einsetzende Verfall der persischen Königsmacht infolge der eigensüchtigen Politik der Satrapen hat den endgültigen Sieg der Perser im östlichen Mittelmeergebiet und damit eine sonst wohl zwangsläufig eingetretene Beruhigung und Befriedung dieser politischen Wetterdecke verhindert. Auch Alexander gelang es nicht, für längere Zeit hier Ordnung zu schaffen; die Spannungen zwischen den vielfältigen Völkern und Interessen waren zu groß, um dauerhaft ausgeglichen werden zu können, und auch die den Eindruck der Einheitlichkeit hervorruhende Bezeichnung „Hellenismus“ für die Kultur jener Gebiete in der Zeit nach Alexander faßt lediglich sehr heterogene Elemente griechischen und

orientalischen Wesens zusammen, die zwar eng nebeneinander lebten, aber sich selten genug wirklich verbanden.

Völlig anders im Ergebnis endete der Zusammenstoß zwischen Römern und Karthagern, der auf Jahrhunderte hinaus Bedeutung erlangte. Es war durchaus nicht von jeher der Weisheit aller römischen Außenpolitik letzter Schluß, daß Karthago vernichtet werden müsse. Wie denn überhaupt in Rom nicht eine vorgefaßte politische Konzeption nach Art etwa der persisch-alexandrischen Weltreichsidee, sondern die harte Notwendigkeit des Augenblicks den Gang der Politik bestimmte. Aber nachdem der Erste Punische Krieg die Gefährlichkeit des Gegners deutlich offenbart hatte, mußte Rom das allzu nahe vor seinen Interessengebieten liegende Karthago ständig fürchten. Auch die vertragliche Abgrenzung der beiderseitigen Interessen in Spanien nützte dem Frieden nichts mehr; im Gegenteil, gerade hier ergaben sich neue Reibungsflächen, die den Kampf auf Leben und Tod erst recht entzündeten. Die Ursachen des römischen Endsieges seien nicht aufgeführt; sicher ist, daß die spätere „*Pax Romana*“ im Mittelmeergebiet erst möglich wurde, weil die Staatsweisheit eines Augustus nicht nur in Italien, sondern — dank der erfolgreichen Außenpolitik der Republik in West und Ost — im ganzen mittelmeeischen Großraum wirksam werden konnte.

Denn nach der Erlangung der Herrschaft im westlichen Mittelmeer wandte sich Rom in stärkerem Maße als bisher gegen Osten. Die hellenistischen Großmächte, deren Gleichgewicht stets nur labil gewesen war, boten reichlich Gelegenheit zum Eingreifen, wobei Rom geschickt den Schutz der kleineren Staaten, Rhodos' und Pergamons, als Aushängeschild benutzte. Die kluge Politik des Senats vermied es noch peinlich, die Schutzstaaten endgültig zu unterwerfen. Es blieb daher den Sulla, Pompejus, Antonius und Oktavian vorbehalten, das Erbe Alexanders dem Römerreich einzuverleiben und damit den „*Erdkreis*“ unter eine Herrschaft zu bringen. Und diese Herrschaft fand den ihr gebührenden Herrscher. Aus dem Politiker Oktavian wurde der Imperator, der Augustus, der Princeps, der Sohn des Gottes, der Vater des Vaterlandes, aus der alten Bauernstadt Rom wurde die Aurea Roma, aus der Vielzahl der unterworfenen Stämme und Völker das Reich des Friedens, an dessen Grenzen freilich unablässig gekämpft wurde.

Die bei Augustus zu beobachtende so glückliche Verbindung von politischem Erfolg und höchster staatsmännischer Weisheit war die Hauptursache für die mit ihm beginnende Friedensepoche. Erfolgreiche Staatsmänner und Politiker hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern gegeben, aber selten nur hat ihr Erfolg sie gleichzeitig maßvoll gemacht und ihnen die Grenzen ihrer Wirkungsmöglichkeit gezeigt. Wie oft im Lauf der Weltgeschichte sind nicht die Regierenden zusammengekommen, um nach blutigen Schlachten Frieden zu schließen; wie oft sind nicht Verträge geschlossen worden, die „in alle Ewigkeit“ bestehen bleiben sollten. Wenn auch der ständige Wechsel und die Veränderlichkeit aller Dinge auf Erden von vornherein die „*Ewigkeit*“ mit Skepsis zu betrachten Anlaß gibt, so bietet doch das allzu schnelle Zerbrechen solcher Verträge, oft schon nach wenigen Wochen

oder Monaten, ein geradezu groteskes Bild; es sei denn, daß von Anfang an die Vertragsschließenden nicht guten Willens waren.

Auch der lange Kampf zwischen den Habsburgern und den französischen Königen um das burgundische Erbe und damit um die Vormachtstellung in Europa ist zum Schaden beider Mächte, vor allem aber des Deutschen Reiches niemals zu einem befriedigenden Abschluß gekommen. Weder der Friede von Senlis (1493), der Frankreich von einer aktiven Politik gegen Deutschland nach Italien hin ablenkte, noch der Westfälische Frieden (1648) haben für den Kontinent Friedensepochen eingeleitet, einmal, weil der unglückliche Ehrgeiz Maximilians I. Frankreich auch in Italien entgegentrat und wenig später das Habsburgische Imperium erst recht nicht für eine Ausgleichspolitik zu haben war, und zum andernmal, weil das geschwächte Deutsche Reich der Maßlosigkeit Ludwigs XIV. immer wieder neue Angriffsmöglichkeiten bot.

Dreimal ist in neuerer Zeit der Versuch unternommen worden, Europa von Frankreich her zu ordnen, dreimal hat diese „*Par Gallica*“ sich nicht nur nicht verwirklichen lassen, sondern Unheil gebracht und eine baldige Neuordnung Europas erfordert. Ludwig XIV. wäre nach Nymwegen und St. Germain durchaus in der Lage gewesen, dem Erdteil den Frieden zu schenken und gleichzeitig Frankreichs Vormachtstellung auf lange Zeit zu sichern. Aber die Eile, mit der nun auch die deutsch-französischen Grenzgebiete Frankreich angegliedert wurden, die Bedrohung mit den ständig unter Waffen gehaltenen Truppen und die Politik der Nadelstiche und Übergriffe gegen alle nichtfranzösischen Mächte brachten schließlich die große Koalition zustande, die im Spanischen Erbfolgekrieg die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts erkämpfte.

Nur ein knappes Jahrhundert später erhob Frankreich abermals den Anspruch, Führer in Europa zu sein. Weder der revolutionären Ideologie der Gironde und der Jakobiner noch den Heerschaaren Napoleons I. ist es gelungen, den europäischen Völkern Ruhe und Frieden zu bringen; im Gegenteil, der französische Druck — stets als Übermut empfunden — hat einen fast beispiellosen Haß erzeugt, der zuletzt nach Leipzig und Belle-Alliance führte. Tilsit und Schönbrunn waren ebenso französische Frieden und ebensowenig Verständigungsfrieden, wie es 1919 Versailles war. Der militärische Sieg, die politische Vormachtstellung haben weder Napoleon noch Clemenceau genügt. Vernichtung, schlimmer noch: Knebelung und dauernde Erniedrigung des Gegners waren Endziele dieser „Friedensschlüsse“ mit Völkern, von denen Frankreich außerdem die selbstverständliche Hinnahme der französischen Überlegenheit erwartete. Die Pariser Vortorfrieden haben es verschuldet, daß Europa noch nach 20 Jahren nicht zur Ruhe gekommen ist, und daß kein Europäer diese letzten 20 Jahre als wirkliche Friedensjahre ansieht.

Die neuere Geschichte der europäischen Großmächte und ihres Gleichgewichts ist voll von ähnlichen „Friedensschlüssen“; aber die meisten von ihnen waren daher auch lediglich Ansatzpunkte neuer Verwicklungen, die binnen kürzester Frist wieder zum Krieg führten. Um so berechtigter ist deshalb die eingangs gestellte Frage nach dem Grund für die verhältnismäßig lange Friedensperiode seit 1871.

Es sei jedoch einschränkend bemerkt, daß dieser Frieden im wesentlichen nur in Europa und auch hier nicht überall bestanden hat.

Die Gründung des Deutschen Reiches 1871, das als Erbe Preußens und nach einem großen militärischen Erfolg in das europäische Staatensystem eintrat, veränderte ebenso wie die damit verbundene Niederlage Frankreichs das politische Anklis Europas von Grund auf. Bismarcks Werk war schnell, fast heimlich entstanden und immer mit dem besorgten Blick nach etwa eintretenden größeren Verwicklungen. Diese Besorgnis blieb auch weiterhin das Leitmotiv der deutschen Außenpolitik. Die rasch aufeinanderfolgenden Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 drängten den anderen Mächten den Gedanken auf, daß es in dieser Weise weitergehen werde. Daß das nicht geschah, sondern Deutschland daran ging, seinen Sieg in ruhiger Arbeit auszunutzen, schuf das allgemeine europäische Vertrauen zu Bismarck, das im Berliner Kongreß (1878) seinen äußeren Ausdruck fand. Die auf den preußisch-deutschen Siegen aufgebaute Großmachstellung des Reiches wurde anerkannt.

Damit und mit der Wahrnehmung seiner wichtigsten Interessen hat das Deutsche Reich sich begnügt. Nur zögernd ist der Weg einer rein kontinental gerichteten Politik verlassen worden, die Verständigung mit dem geschlagenen Gegner wurde im Falle Österreich-Ungarns gesucht und erreicht. Die ruhige Vornehmheit der Politik Bismarcks, die gesichert durch die innere Stärke der Tradition und die äußere Macht der Armee zunächst jedem Angriff überlegen war, machte überall den richtigen Eindruck. Deutschland war nicht herrschsüchtig und tat auch nicht so. In Nikolsburg und Frankfurt war Bismarck rein militärischen Gesichtspunkten bei Stellung der Friedensbedingungen entgegengetreten. Die Früchte dieser maßvollen Haltung, die er nur schwer gegenüber den wichtigsten Stellen des eigenen Landes durchsetzen konnte, hat er und Europa in den folgenden Friedensjahren geerntet. Der Krieg war ihm Mittel zur Erreichung eines sonst nicht zu erreichenden, aber für den Staat lebenswichtigen Ziels. War er am Ziel, so steckte er es nicht weiter, sondern versuchte alles, den Gegner zu versöhnen, der weder 1864 noch 1866 noch 1870/71 von Bismarck als Gegner aus Prinzip angesehen wurde. Allein hieraus wird schon ein gut Teil der Dauer der europäischen Friedensjahre seit 1871 verständlich, die man füglich als „*Pax Germanica*“ bezeichnen könnte.

Und dennoch hat Bismarck keinen Augenblick lang die Gefahren übersehen, die dem Reich von außen und innen drohten: von außen durch den täglich möglichen Wechsel der Mächtegruppierung, von innen durch das Verlassen der von ihm gewählten Position einer Großmacht, die nicht zu erproben gedenkt, was sich die anderen Großmächte von ihr noch gefallen lassen. Deutschland hatte wohl Gegner, aber es bot ihnen kaum Angriffsflächen und verstand, sie von sich abzu lenken. Die zwanzig Friedensjahre, die Bismarck noch im Amt erlebte, erklären sich aus dem Zusammentreffen günstiger politischer Situationen und ihrer genialen Schaffung und Ausnutzung durch den Kanzler, der nicht, wie sein legendäres Bild zeigt, der Mann von Blut und Eisen war, sondern ein feinnerviger, empfindlich jeden Pulsschlag des Weltgeschehens fühlender Staatsmann. Als er

ging, schien sich nach außen hin nicht viel zu ändern. Ein Vierteljahrhundert lang blieb noch Frieden. Man hat kaum eine Zeit so eingehend untersucht, wie diese letzten Jahrzehnte vor 1914. Die Lüge von der Schuld Deutschlands am Weltkrieg zwang dazu; sie brach angesichts der von der Forschung gezeitigten Ergebnisse zusammen. Auch nach 1890 ist der europäische Frieden nicht durch Deutschland gefährdet worden. Die immer größere Interessengebiete erfassende deutsche Wirtschaft freilich forderte auch eine weiter ausgreifende Politik, so daß größere Vorsicht in der politischen Taktik am Platze gewesen wäre als selbst zu Bismarcks Zeiten. Hier ist manches versäumt worden. Dennoch dauerte der Frieden bis 1914; denn das Reich wurde, wenn nicht gefürchtet, so doch wegen seiner militärischen Stärke mit Vorsicht behandelt. Erst nach langen diplomatischen und militärischen Vorbereitungen wagten die Gegner den Angriff. Daß der Friede nach 1871 kein ewiger für Deutschland und die anderen Großmächte Europas sein werde, war zu erwarten, daß er aber immerhin 45 Jahre lang erhalten werden konnte, ist ebenso der weisen politischen Mäßigung des neuen Deutschen Reiches gegenüber seinen Gegnern als seiner Macht, die jeden Angriff zum Risiko werden ließ, zu danken. Man hat dem Deutschen Reich die Schuld am Kriege zumessen wollen; in Wahrheit ist es für die lange Dauer des Friedens der Hauptbürge gewesen.

Krieg und Frieden sind Ausfluß der wechselnden Völkerschicksale. Es wäre Selbstbetrug, an die Möglichkeit eines „ewigen“ Friedens auf Erden zu glauben. Aber die Weltgeschichte beweist die Möglichkeit langer friedlicher Epochen. Man hat seit jeher aus der Kriegsgeschichte Kriegstechnik gelernt. Es bleibe dahingestellt, ob man aus den Friedensschlüssen und den Friedensepochen auch eine „Technik des Friedens“ lernen kann; der Historiker aber muß versuchen, diese „Kunst des Friedenschlusses und der Friedensbewahrung“ aus dem geschichtlichen Verlauf abzuleiten und darzustellen. Er kann die Grundsätze erarbeiten, die in vergangenen Zeiten dem Frieden und seiner Erhaltung nützten.

Luc de Clapier, Marquis de Vauvenargues

(1715–1747)

Schnell gemachtes Glück jeder Art ist undauerhaft, weil es selten ein Werk des Verdienstes ist. Die arbeitsvolle Ernte der Klugheit reift spät.

★

Der Mut hat mehr Waffen gegen das Unglück als der Verstand.

★

Krieg ist nicht so drückend wie Knechtschaft.

★

Knechtschaft erniedrigt die Menschen — bis hinab zur Liebe zu ihr.

★

Das Heil schlechter Könige ist für die Völker ein Unheil.

★

Wir haben kein Recht, diejenigen unglücklich zu machen, die wir nicht gut machen können.

★

Was Anmaßung im Schwachen ist, ist im Starken Erhebung, wie die Stärke Kranker Raserei und die Stärke Gesunder Lebenskraft ist.

★

Große Menschen unternehmen große Dinge, weil sie ihre Größe erkennen, Narren, weil sie sie für leicht halten.

★

Man kann durch Gewalt herrschen, niemals aber durch bloße Gewandtheit.

★

Wer täuschen muß, ist ungeschickt.

★

Lügner sind niedrig und ruhmredig.

★

Wir schmeicheln uns törichterweise, anderen einreden zu können, was wir selber nicht glauben.

★

Wenn es wahr ist, daß man das Laster nicht ausrotten kann, sollte die Weis-

heit der Regierenden danach trachten, es in den Dienst des öffentlichen Wohles zu stellen.

★

Der übliche Vorwand derer, die am Unglück anderer wirken, lautet: daß sie deren Bestes wollen.

★

Wer strenger als die Gesetze ist, ist ein Tyrann.

★

Ohne Notwendigkeit strafen, heißt sich an der göttlichen Gnade versündigen.

★

Sobald eine Meinung nur allgemein geworden ist, bedarf es gar keines andern Grundes, um die Menschen zu veranlassen, sie aufzugeben und auf ihr Gegenteil zu schwören, bis auch dieses veraltet ist und sie schon etwas anderes wählen müssen, um sich hervorzutun. Wenn sie also in irgendeiner Kunst oder Wissenschaft das höchste Ziel erreicht haben, kann man sicher sein, daß sie bald darüber hinausstreben werden, um einem anderen, neuen Ruhm nachzujagen: das ist zum Teil der Grund, warum die schönsten Jahrhunderte so schnell entarten und in die Barbarei, der sie noch kaum entstiegen, wieder zurücksinken.

★

Man mag die Oberhoheit in einem Staate noch so sehr einschränken, kein Gesetz ist fähig, einen Tyrannen an dem Mißbrauch seiner Amtsgewalt zu hindern.

★

Der Glaube der Großen, sie könnten mit ihren Worten und Versprechungen verschwenderisch umgehen, ohne ihnen Folgen zu geben, ist ein Irrtum. Die Menschen ertragen es schwer, daß ihnen genommen wird, was sie sich durch Hoffnung gewissermaßen angeeignet hatten. Man kann sie nicht lange über ihren Vorteil täuschen, und nichts hassen sie so sehr, als hintergangen zu werden. Aus diesem Grunde ist Trug so selten von Erfolg begleitet, selbst zum Verführen gehört Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Die, welche Völker in irgendeinem allgemeinen Interesse gemißbraucht haben, waren gegen den Einzelnen redlich; ihre Geschicklichkeit bestand darin, die Geister durch wirkliche Vorteile an sich zu fesseln. Wenn man die Menschen gut kennt und sie seinen Plänen dienstbar machen will, darf man sich auf einen so schwachen Köder wie Worte und Versprechungen nicht verlassen. So suchen große Redner keineswegs — wenn es mir erlaubt ist, diese beiden Dinge miteinander zu verknüpfen — durch ein Netz von Schmeichelei und Täuschung, durch dauernde Verstellung und durch geistvolle Sprechweise Vertrauen zu erwecken, sondern, wenn sie über irgendeinen Hauptpunkt zu täuschen suchen, so vermögen sie es nur durch Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit in den Einzelheiten: denn die Lüge ist an sich schwach, sie muß sich sorgfältig verbergen, und wenn man durch bestechende Redeweise wirklich etwas weismachen kann, so gelingt es doch nur mit großer Mühe. Man würde hieraus aber sehr zu Unrecht

folgern, daß darin eben gerade die Beredsamkeit bestände. Man erkenne vielmehr aus dieser Macht des bloßen Anscheins der Wahrheit, wie beredt und unserer Kunst überlegen sie selber ist.

★

Wenn einzig und allein gerecht geübte Herrschaft gesetlich wäre — schuldeten wir schlechten Königen keine Unterwerfung.

★

Der Wahn derer, die Erfolg haben, besteht darin, sich für gescheit zu halten.

★

Die Welt ist voll von Menschen, die auf andere durch ihren Ruf oder ihr Geschick großen Eindruck machen, lassen sie uns aber allzusehr in ihre Nähe, so geht man oft mit einem Schlage von der Bewunderung zur Geringschätzung über, wie man bisweilen in einem Augenblick von einer Frau geheilt wird, die man heiß begehrt hatte.

★

Man soll verehrte Anschauungen nicht lächerlich machen, denn man verkehrt dadurch nur ihre Anhänger, ohne sie zu überzeugen.

★

Die Politik tut zwischen den Fürsten, was der Gerichtshof zwischen Privatleuten vollbringt. Viele gegen einen Mächtigen verbündete Schwache zwingen ihm die Notwendigkeit auf, seinen Ehrgeiz und seine Gewalttaten zu mäßigen.

★

Bosheit ersetzt Geist.

★

Wenn man sein Glück gemacht hat, fehlt's einem niemals an Gründen, einen Wohltäter oder einen alten Freund zu vergessen, und man erinnert sich dann mit Unwillen alles dessen, was man so lange von ihren Launen hatte ertragen müssen.

★

Newton, Pascal, Bossuet, Racine, Fénelon, das heißt die erleuchtetsten Männer der Erde in den philosophischsten aller Jahrhunderte, haben in der Vollkraft ihres Geistes und ihres Lebens an Jesum Christum geglaubt, und der große Condé wiederholte sterbend die edlen Worte: „Ja, wir werden Gott erblicken wie er ist, *sicuti est, facie ad faciem*.“

Aus „Betrachtungen und Maximen“. Übersetzt von Ernst Hardt (München, R. Oldenbourg).



Benediktinerabtei Ottobeuren

Aufnahme: Walter Hege, Weimar

PAUL F. SCHMIDT

Ottobeuren

Landschaft und Lage

Von der Memminger Landstraße her kommen die hellen Massen von Kirche und Kloster Ottobeuren als erstes dem Absteigenden entgegen, die kleine Stadt gänzlich verdeckend; das Tal der jungen Günz, an deren Rand sie liegen, von Kempten her abwärts verfolgend, muß man das Dörfchen passieren, ehe man zur Kirche die feierliche Freitreppe hinaufsteigen kann, in beiden Fällen aber, und erst recht, wenn man etwa über die östlichen Hügel das Günztal quert, überragt der Eindruck des Klosters die Bürgerfiedlung so sehr, daß der Vergleich von Henne und Küchlein fast noch zu wenig aussagt. Das Städtchen, ganz im Tal zu Füßen der hochthronenden Kirche ausgebreitet, scheint dem Stilkundigen etwa zu gleicher Zeit erwachsen und erbaut wie das Kloster, es wirkt wie eine freundliche und einheitliche Ausstrahlung der Formkräfte, die jenen ungeheuren Bau erstehen ließen: als ein ländlich betontes Barockwesen von der heiteren Raumweite und Wohnlichkeit, die oberbayrische und vor allem schwäbische Städtchen und Dörfer von der spikwinkligen Enge fränkischer und rheinischer Siedlungen auszeichnen. Von der Kirchenterrasse blickt man auf einen geräumigen Markt-

platz hinab, den gemächliche Giebelfronten umlagern; und in gleichem Geiſt dehnt ſich das Städtchen in die ruhevolle Talandschaft der Ginz hinaus, deren Charakter deutlich der Raumweisheit und anmutigen Beſcheidenheit Ottobeurens Namen und Vorbild bedeutet.

Es gibt dieſen Einklang von Talandschaft, Städtchen und hohem Benediktinerſtift noch einmal, von noch großartigerer Barockform geprägt, in Melk, wo freilich die Annäherung zu Schiff auf der Donau das Königliche der Lage und die Pracht der Außenarchitektur auf den höchſtmöglichen Grad von Ausdruck ſteigert, den man ſich in menſchlichen Verhältniſſen denken kann. Was die Zisterzienser im Mittelalter mit anſcheinender Gefühlsromantik überall bei ihren Klöſtern durchzuſetzen verſtanden, die Situationen in ebenſo idylliſch lieblicher wie fruchtbarer Talandschaft, übertrugen in den Jahrhunderten des Abſolutismus die Benediktiner in den Stil hochgeſteigelter Vernehmtheit und barocker Kraftäußerung. Ihre Anlagen in Süddeuſchland und Öſterreich bieten unerreichte Muſter an großer Haltung: die Landschaft weit und breit durch ihre Höhenlage an Talrändern beherrſchend, ihr geiſtigen und nicht bloß geiſtlichen Herrſchaftsſinn verleihend, den Sinn der „Stadtkrone“ mittelalterlichen Andenkens ſteigernd zum vollkommenen Kern und Mittelpunkt, von dem ihre Siedlungen ausgehen als bloße Kräfteableger, als eine Art Erweiterung ihrer klöſterlichen Ökonomie, bewohnt von beinahe hörigen Ackerbürgern und Handwerkern; künſtleriſch aber als höchſte Erfüllung aller Möglichkeiten des Barock, der in dieſen deutſchen Klöſtern eine nie und nirgends überbotene Pracht ſeiner Formen erlebte. Überboten auch nicht einmal von den prunkvollen Fürſtenſchlöſſern — die ohnehin zum guten Teile geiſtlicher Art waren, wie Würzburg, Bruchſal, Brühl: der Prachtentfaltung in deren Sälen waren doch ſchon räumliche Grenzen geſetzt, welche Kirchen wie Ottobeuren, Weltenburg, Bierzehnheiligen bis ins Grenzenloſe, ja Märchenhafte der Wirkung erweitern konnten. Dazu kam dann noch die Ausſtattung der ſehr ausgedehnten Klobterbauten ſelber, die z. B. in Sankt Florian bei Linz im „Kaiſertrakt“ eine von keinem Fürſtenſchloß erreichte Großartigkeit von Raumdekoration und Möbeln entfaltet hat: und dies nur für den Fall von Beſuchen der Kaiſer und höchſten Herren, alſo wahrhaft uneigennützig und in einem hohen Sinne zwecklos.

Daß Klöſter wie Melk, Sankt Florian und andere an der öſterreichiſchen Donau die reichsdeutſchen noch überſteigern konnten, lag an ihren beſonders günstigen materiellen wie politiſchen Gegebenheiten. Wenn man aber die Vorausſetzungen barocker Kultur im Auge behält, ſo wird Süddeuſchland nicht bloß unfrem Herzen noch näherſtehen, ſondern auch die Oſtmark an innerem und äußerem Reichtum übertreffen. Die Fülle der Leiſtungen und Talente iſt unüberſehbar, die Verbundenheit mit Volk und Stammesart macht dieſe großen Werke höchſt liebenswert. An dem Beiſpiel Ottobeurens — einer uralten Gründung aus dem 8. Jahrhundert, deren gegenwärtige Erſcheinung in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts entſtand — kann man die Größe bodenwüchſiger Barockkunſt kennenlernen; kann von hier aus den großen Zusammenhang des geſamten Barock deutſcher Prägung und ſein Ausklingen im Rokoko erfahren

und die Überlegenheit dieser Form über die italisch-französischen Urbilder durchschauen, über die sie hoch hinausgestiegen sind durch den urdeutschen Aus-
druck grenzenlosen Willens.

Die Kirche

Die äußere Erscheinung der Ottobeurer Kirche bereitet auf einen ungewöhnlich großen Raum vor — eine der umfanglichsten Kirchen, die es nächst St. Peter in Rom überhaupt gibt — aber kaum auf mehr. Der schöne hellgelbe Verputz umkleidet eine stark vergrößerte Landkirche von jenem anheimelnden Charakter, wie ihn bayrisch-oberschwäbische Dorfkirchen oft und heiter variieren: mit zwei hohen Türmen, zwischen denen das Mittelschiff sich, nach Vorarlberger Art, mächtig herauswölbt (ohne die günstige Gelegenheit zu gewaltiger Portalaus-
bildung zu benutzen: dies wäre italienisch, deutsch ist das Herabdrücken der Portale, wie man es durch den ganzen Barock verfolgen kann).

Ihren Sinn erhält diese abgewogene Schlichtheit durch den unerwarteten Kontrast des Inneren. Der erste Eindruck ist der einer unbegreiflich vervielfältigten und unerhörten Uppigkeit der Ausstattung, deren Fortissimo wie ein erregtes Meer über den Eintretenden stürzt. Was man sich an farbiger und plastischer Unterstützung einer Raumfolge denken kann, ist hier angewendet worden, um die Seele in einen Zustand höchster Ekstase zu versetzen; so aber, daß keine Form die andere übertönt, daß im scheinbaren Chaos die reine Wirkung von Ordnung und Unterordnung herrscht, daß Raum und Dekoration sich durchdringen und gegenseitig steigern. Dieses Geheimnis höchster Kontrastwirkung, das beispielsweise zu der dynamischen Schrankenlosigkeit der Asankirche in München in Gegensatz steht, findet seine nächste Erklärung in der Zweifelt der Entstehung, im Widerspruch von Grundriß und Ausstattung. Das größte Wunder erlebt man, wenn man sich die Kirche von ihrem Rocaille, von allen Altären,



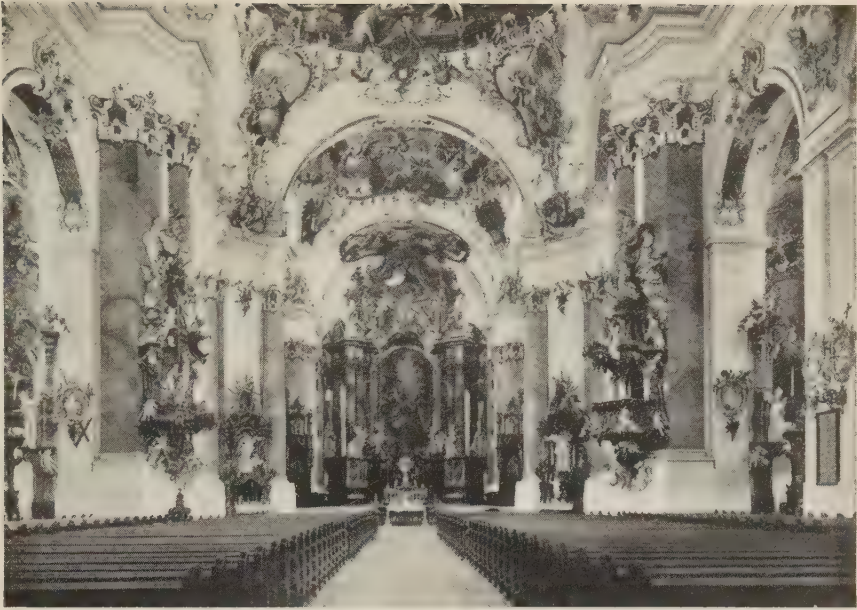
Die Klosterkirche

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart

Kanzeln, Deckenbildern usw. befreit denkt: es bleibt ein Raum von erhabener Mächtigkeit und Einfach, ein Kreuz im Grundriß, fünf aneinandergefügte Kuppelräume von übermenschlichen Dimensionen; eine Art Zentralkirche mit vier ausstrahlenden Armen, alle gleich hoch und gleich umfänglich.

Aber dieser Urraum von Ottobeuren bekommt erst seinen Sinn und seine überwältigenden Verhältnisse durch den Maßstab, den die Dekoration an ihn legt. Anders als im St. Peter und beim italienischen Barock überhaupt, und ähnlich den Prinzipien der Gotik, wird alles Schmuckwerk, Skulpturen und Malereien kleinteilig gehalten, und dies in doppeltem Sinne: schon die in sich geschlossenen Stücke wie Kanzeln, Beichtstühle, Zwickelfüllungen an den Kuppeln wirken als Ganzes klein in unmittelbarer Nachbarschaft der riesigen Säulen, Gesimse und Gurtbögen; sie sind aber an sich gewaltig und erscheinen auch so, wenn man sie an den plastischen Elementen mißt, Figuren und Rocailleformen, aus denen sie bestehen. So gewinnt die Spannung zwischen den letzten Formteilen, an denen man sich orientiert, den vielen überlebensgroßen Gestalten und dem flimmernden „Muschelwerk“, einen doppelten Schwung, und die Proportionen, Glieder und Flächen der Räume wachsen ins Ungeheure, wenn das Auge von den Herrlichkeiten der Dekoration zu ihnen überspringt. Auch ist dafür gesorgt, daß die Erwartung niemals nachläßt, die Größenempfindung und der Formenrausch sich steigern vom Eingang über das Querhaus mit den phantastischen Flankengebilden von Taufstein und Kanzel, mit dem ungemeinen Aufwand von Altären und Beichtstühlen größten Formats bis zum Chor, in dem der Dreiklang von Hochaltar und doppeltem Chorgestühl rechts und links alles überbietet, was bisher geschaut wurde. Die Kombination von üppig geschnitztem Doppelgestühl mit darüber wie Meeresbrandung hoch aufgipfelnden Chororgeln findet selbst im barocken Deutschland schwerlich ihresgleichen: der Genius des Rokoko selber hat diesen Überschwang mit der Unbedingtheit höchster Qualität erfunden; verwirrend durch die Maßlosigkeit im Formenurwald, gleichwohl aber gebändigt und wohlgeborgen unter dem Gesetz einer Tektonik, wie es die großen Meister des Rokoko im Blut und Gefühl hatten.

Diese äußerste Steigerung barocker Formlust, die sich jauchzend ins Unendliche stürzt und wie die Woge immer wieder in sich selbst zurückkehrt, scheinbare Willkür in den großen Zusammenhang von Rhythmus und Raum einschmelzend, Asymmetrie und letzte Lockerung den Forderungen der optischen, der malerischen Einheit unterwerfend: diese sinnlich profane Freude eines Komponisten an brausender Orchestrierung kann man ganz rein in der Kirche von Ottobeuren nach erleben. Die Monumentalität des nackten Baus, für sich genießbar und von unschreiblicher Höheit, sondert die Kostbarkeit der Dekoration nicht etwa von sich ab, erlaubt aber, sie als zweckbefreites Gebilde ganz für sich zu empfinden. In der Münchener Asankirche, in der „Wies“ von Dominikus Zimmermann ist beides nicht zu trennen, umfaßt eine einzige Woge das Brausen der Unendlichkeit und Übermaß des raumausdeutenden Schmuckes als Einheit. In Ottobeuren kann man Tektonik und Dekoration in der Anschauung scheiden; man braucht es



Innenaufnahme aus der Klosterkirche

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart

nicht. Das Rocaille- und Figurenwerk bildet den unentbehrlichen Gradmesser für die Monumentalität des Räumlichen.

Die an sich ungewöhnliche und dem Spätbarock in Deutschland keineswegs eigentümliche Zweifaltigkeit ist aus der Zwiespältigkeit der Bauentstehung erwachsen; sie ist aber naturhafter Art, sofern man Folgerichtigkeit einer künstlerischen Entwicklung organisch nennen mag, was sie zweifellos ist. In dem Fall der sogenannten Vorarlberger Schule findet sie sich beinahe als Prinzip, ebenso rein wie in Ottobeuren ausgedrückt z. B. in den Kirchen von St. Gallen und Zwiefalten; in einer anderen Art von Zweisprachigkeit in den spätesten Werken der Schule, Wiblingen und Rot a. Rot.

Man fing mit dem Neubau des Klosters an, das 1711–1751 in seinem riesigen Umfang fertiggestellt wurde. Die Klosterbauten haben selten einen persönlichen Ausdruck der Bauauffassung; Ottobeuren ist typisch für die geschlossene Wirkung gewaltiger Massen, rechteckig oder quadratisch im Grundriß, mit vier Höfen im Innern, durch Hervortreten von Mitte und Eckpavillons, sonst aber nicht weiter fassadenmäßig gegliedert: eine imposante, von allen Seiten gleichmäßig unbetonte Menge heller Flächen, in drei Stockwerken von gleichartigen Fensteröffnungen gelagert. Im Innern gibt es dieselben Dominanten wie in den deutschen Fürstenschlössern: Stiegenhaus, Bibliothek und hohe Prunksäle sind die Gipfelpunkte einer verschwenderischen Ausstattung, deren Sinn sich nicht im Gebrauch, sondern in schöner Zwecklosigkeit einer Repräsentation für alle und für immer ausspricht. So imposant Treppenhaus, Kaisersaal, Bibliothek, Refek-

terium, ja schon die unendlichen stukkierten Korridore in Ottobeuren wirken: über das an so festlichem und reichem Orte zu Erwartende gehen sie nicht hinaus; übrigens heute wieder, wie je, den Benediktiner Chorherren und einigen klösterlichen Erziehungsinstituten überlassen. Daß es sich um eines der reichsten Stifte handelt, beweisen die ungeheuren Ökonomiegebäude, das anmutige Amtshaus und die Apotheke in stillem Grün: solche Nebenbauten, zu denen ja lektlich auch der Ort selber zählt, gehören in ihrer poetischen Abseitigkeit zum Eindruck der großen Herrenklöster.

Anonymität im Barockbau

Der Grundstein zum Kirchneubau wurde 1737 gelegt; aber die Geschichte ihres Baubeginns ist so dunkel, daß man von Anfang an die Macht der Anonymität spürt, der das Werk sein Dasein verdankt, beinahe wie ein mittelalterlicher Dom. Das Wahrscheinlichste ist, daß der Grundriß und damit die ungewöhnliche Ausdehnung und die Zentralidee auf den Klosterarchitekten Simepert Kramer zurückgehn, dem also die Monumentalität des Baus zu verdanken ist: eine beträchtliche Leistung, die seinen sonst unbekannten Namen wohl der Vergessenheit entreißen sollte. Nach manchen Schwankungen, wie sie bei solchem Riesenbau üblich waren, wurde dann seit 1744 Johann Michael Fischer aus München als Architekt verpflichtet, und wenn man auch nicht weiß, in welchem Zustand, in welcher Mauerhöhe er den Bau vorfand: die Vervollendung und vor allem die gesamte Ausstattung ist sein Werk. Daß er in ein schon begonnenes Unternehmen einspringen mußte, bedingte die Zwiesprachigkeit des Endgültigen: das Verarlberger Raumschema hat er in derselben Art durchorchestriert, wie man es von seinen andern Werken gewohnt ist, vor allem von Zwiefalten, das Ottobeuren am nächsten steht.

Die Kraft des Anonymen äußert sich aber noch weit intensiver: denn Fischer, der ein sehr beschäftigter Kirchenarchitekt war — 32 Kirchen und 23 Klöster rühmt ihm sein Grabstein nach — hat sich zahlreicher Künstler bedient, um das Ungeheure würdig durchzuführen. In die Stukkaturen teilten sich die Wessobrunner Joh. Mich. Feichtmayr und J. B. Zimmermann, das Chorgestühl schnitzte Martin Hermann aus Billingen und Joseph Christian, Decken- und Altarmalereien stammen zumeist von J. A. Zeiller, Früheres auch von Amigoni, der einer der Vermittler italienischen Freskoschwunges nach Bayern war; selbstverständlich alle mit dem nötigen Atelierstabe von Gesellen und Schülern. Was uns dabei unfassbar dünkt, ist die restlose Stileinheit in allen architektonischen, gemalten, plastischen, gewerblichen Einzelheiten, die Durchziselierung der einen großen Idee bis in die allerfeinsten Verzweigungen; dergestalt, daß anscheinend die Kirche von Ottobeuren nicht dem Zusammenspiel von mehr als einem halben Duzend Meistern, sondern einem Kopf und einer ausführenden Hand zu verdanken sei; zwischen 1744 und 1766, in 22 Jahren erwachsen, dem Zauberstabe eines Magiers gehorchend. Der deutsche Barock hat viele Wunder an Schnelligkeit vollbracht, es gehörte zu seinem nie übertroffenen Glanz, das Unmögliche spielend durchzuführen. Gleichwohl wird man einer so ungeheuren Ausdehnung von persönlicher Stilgleichheit auch dort nicht häufig begegnen. Das Genie des



*Kindergruppe an einem Seitenaltar von Johann Michael Feichtmayr. Um 1760
Aufnahme: Walter Hege, Weimar*

Baumeisters scheint sich allen Mitarbeitern dämonisch mitgeteilt zu haben, und der einzige und wahre Urheber dieses Gesamtkunstwerks heißt doch wohl: Johann Michael Fischer.

Barocke Namen

Gleichwohl, und wenn man auch sein übriges in Süddeutschland verstreutes Werk hineinrechnet, ist der Name dieses außerordentlichen Bayern nichts weniger als volkstümlich oder auch nur bekannt. Über die paar Hauptmeister Pöppelmann, Schlüter, Balthasar Neumann, vielleicht noch Asam geht die Kenntnis des gebildeten Deutschen kaum hinaus; von den Wiener Großen Fischer von Erlach, Prandauer, L. von Hildebrand schon zu schweigen. Es handelt sich hier nicht so sehr um das Bewußtsein barocker Schönheiten im deutschen Bereiche, als um die Namen; und da ist mit einer sonderbaren Tragikomik des Ethnologischen zu rechnen. Die Namen deutscher Meister aus dem 17. und 18. Jahrhundert schmeicheln sich selten dem Ohr ein, sie sind in der Mehrzahl gewöhnlich oder bizarr. Wer kann sich unter so betonten Provinzialismen wie Feichtmavr, Gunczrhainer, Gigl, Thumb, Moosbrugger etwas anderes vorstellen als schrullige Handwerker in Spitzwegschen Kleinstädten, denen man allenfalls Spielereien und wilde Drechseleien verdankt? Die Wahrheit ist, daß diese und andere Künstler, oft in erstaunlicher Familienausbreitung, die kostbarsten Kirchen und Schlösser, Stukkaturen, Fresken, Orgeln und Chorgestühle geschaffen haben und den Ruhm des deutschen Barock auf ihren Schultern tragen. Vollends den Ausländern sind ihre unaussprechlichen Namen Anstoß und Hekuba. Der durchdringende Klang bayrisch-alemannischer Dialekte versteht diese Namen mit einem Nebengeräusch von bäuerlicher Härte, das ihre Anwendung in der hohen Sphäre, in die ihre Werke gehören, dem Gefühl beinahe lächerlich erscheinen läßt; während es in Wahrheit auf die urwüchsige Kraft und Bodenständigkeit ihrer Herkunft, ihrer familienhaften Tradition, ja auf Zusammenhänge mit altgermanischer Art und Namensgebung hindeutet. So wie sich auf anderen Gebieten längst vertrackte Namen durchgesetzt haben und geliebte Vorstellungen umfassen, wie Klopstock oder Grillparzer, so werden sich schließlich die Namen unsrer Barockmeister mit ihrer Mischung von Komik und Künstlergröße dem Gedächtnis dankbarer Nachwelt einprägen.

Ausblick von Ottobeuren

Johann Michael Fischers Kokoko, eine Übertragung höfischer Zierformen auf die kirchliche Architektur in einer ebenso gewagten wie schwungvoll-überzeugenden Art von Profanierung, bildet nur eine Etappe inmitten des großen Ganzen deutscher Barockentwicklung. Das Kokoko, späteste Blüte des Barock, wie es, auf den geistvollen Erfindungen des Franzosen Meissenier fußend, in Bayern Effner und Cuvillé (ein in München völlig eingedeutschter Wallone), in Franken vor allem Balthasar Neumann in die Praxis des Innenraums übertragen, ist kein raumschaffender, nur ein dekorativer Stil. In seinem Ursprungslande Frankreich wurde es beinahe gar nicht angewendet. Die entzückenden Striche Meisseniers blieben Vorlageblätter, die im wesentlichen nur deutsche Handwerker

und Dekorateurs sich zu eigen machten. Der unvergleichliche Entwurf Meissoniers für die Fassade von S. Sulpice in Paris, in seiner blühenden Phantastik wie der Traum eines hochbegabten Deutschen wirkend, versank in der stummen Verachtung einer Kommission, und man kann den Abstand von der wahren französischen Formmeinung ermessen, wenn man neben jenes Geschöpf einer blumenzarten Rokokogefinnung die wirklich gebaute Fassade von S. Sulpice hält, wie sie noch heute mit ihren sturen Säulenhallen dasteht, ein mit nationalem Beifall überschüttetes Beispiel vernunftgeborener Trockenheit. Es gibt keine Brücke zwischen dem, was deutsche Architekten um 1740 gebaut haben, und dem, was man irrthümlicherweise „französisches Rokoko“ nennt; auch in der Innenausstattung Pariser Hotels aus jener Zeit wird man den Schwung des Irrationalen und die spielende Souveränität niemals finden, die das Innere unsrer Schlösser und Kirchen bestimmen. Es ist die letzte und geistvollste Wiederholung unsrer uralten Kunsterrfahrung: was die Nachbarn in zurückhaltenden Andeutungen darboten, übernahm der deutsche Genius, um es sogleich zu den höchsten Möglichkeiten des ihm innewohnenden Ausdrucks zu erheben. Meissoniers von seinen Landsleuten mißachtetes „Rocaille“ griffen deutsche Architekten, Schnitzer, Stukkatoren, Kunsthandwerker mit Leidenschaft auf und führten es zur Vollkommenheit in praktischer Anwendung. Ist darum das Rokoko französisch, weil Meissoniers Stiche aus Paris kamen? Hier geht es um den Geist und die Praxis: und wer die letzte Entfaltung des Barock, seine äußerste Verfeinerung und Auflösung im Rokoko begriffen und in gebaute Materie übertragen hat, sind weder Franzosen noch Italiener, sondern Deutsche gewesen, und Deutsche selbst in den Möbelmanufakturen von Paris. Denn das irrlichternde und grenzenlose Element dieses Ornaments war ja nichts anderes als die letzte Verkörperung urgermanischer Formideen, die seit dem „Geriemsel“ nordischer Miniaturen und Balkenverzierungen, in Gestalt von romanischen und spätgotischen Verunklärungsformen, selbst noch in der sog. Renaissance des 16. Jahrhunderts sich durchgesetzt hatte, im Knorpelstil des Dreißigjährigen Krieges die erste Überwindung des klassischen Formalismus erreicht und dann im Rokoko seine einstweilen letzte Verschmelzung mit romanischen Anregungen vollzogen hat.

Darum trifft es nichts Wesentliches, wenn man Kirchen wie Ottobeuren oder die Wies „profan“ nennt, wenn sie sich auch ziemlich weit von der heiligen Strenge der Spätgotik entfernen. In Wirklichkeit ist die Distanz nicht so unüberwindlich. Selbst in St. Marien zu Danzig oder der Dinkelsbühler Georgskirche wird man Dinge entdecken, die in barocken Kirchen wiederaufleben: eine Unüberschaubarkeit, einen Willen zur Unendlichkeit der Raumwirkung, der deutsch und immer deutsch ist und sich schon in frühen romanischen Domen andeutet. Dem unheiligen Übermut des Rocaille-Ornaments antwortet auch in Ottobeuren die ernste Größe und Undurchsichtigkeit des Raumes, sein Streben nach Vermischung der Grenzen, die so sehr barock ist im deutschen Sinne. Und dies ist vorbereitet und organisiert schon in der ursprünglichen, der vorarlbergischen Raumbildung.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kühnheit deutscher Phantasie die letzten Grenzen übersprang und das Rokoko-Prinzip von Asymmetrie, unendlicher Be-

wegtheit und Erstreckung ins Unbegrenzte vom plastischen Wandschmuck auf die Raumbildung selber übertrug. Fischer hat diesen letzten Schritt nicht getan; er war seinem Landsmann Dominikus Zimmermann und dem großen Balthasar Neumann vorbehalten, diesem freilich nur in seinen spätesten Werken, Vierzehnheiligen, das er in allem Wesentlichen festgelegt hat, und Meresheim, das von Anbeginn fremde Hände ausgeführt haben. Für den Geist vollkommener Gelöstheit des ganzen Raumes kommt doch nur Vierzehnheiligen infrage, dieser wahre „Tanzsaal Gottes“, in dem die Befreiung von allen Gesetzen der Schwere und Korrektheit so weit getrieben ist, daß man von einem rokokohaften Eindruck sprechen kann; nicht was die Ausstattung, sondern den Sinn und die Durchbildung des Raumes selber angeht. Ellipsen beherrschen Grundriß und konstruktiven Aufbau; wären nicht die mächtigen Säulen — die keine Monumentalarchitektur schlechtthin entbehren kann — so wäre der Raum des Tektonischen ganz beraubt; und der Nothelferaltar, inmitten der Kirche, stellt wohl das Höchste an Verneinung tektonischer Strenge dar, das in diesem Maßstab gewagt worden ist — ein Korallengebilde von maßlosen Linienschwüngen, das wie die Offenbarung dieser tänzerischen Raumseele wirkt, ein Meisterstück irrationalen Ausdrucks.

Doch werden im Bezirk des Rokoko die Kirchen Dominikus Zimmermanns immer das letzte Wort behalten, um die Möglichkeiten ausschweifender Raumphantasie in deutscher Prägung zu bezeichnen. Es sind nur Dorfkirchen nach Umfang und Bestimmung, aber vielleicht war materielle Beschränkung nötig, um ihre Inbrunst zu ermöglichen. Zimmermann, von Hause Wessobrunner Stufator, brauchte sich nicht um Hof und reiche Prälaten zu kümmern; ihm genügte seine ländliche Tätigkeit, die er von Landsberg a. L. aus betrieb, und so bewahrte er den Instinkt für alles Volkstümliche, eine unschätzbare Bodenständigkeit, die keinem so angeboren ist wie diesem Genie des bayrischen Rokoko. Was bei Fischer die Dekoration, bei Neumann die Tektonik übernehmen mußte, besorgte er mit einer Echtheit des Formbildungsvermögens, die den wahren Höhepunkt deutscher Raumkunst erreichte. In der Kirche von Steinhäusen, die das zuständige Kloster Schussenried einem kleinen Dörfchen bauen ließ, gab er den Auftakt, in der Wallfahrtskirche Wies die Vollendung seiner Idee: einen ovalen Zentralraum, von freistehenden Säulen umstellt, mit dem Ausblick in eine phantastische Höhle, die den Chor bedeutet. Beengung durch Schranken der Konstruktion gab es für diesen Schöpfer des absoluten Raumes nicht mehr: da ihm Beton nicht zur Verfügung stand, baute er seine girlandenhaften Gewölbe aus Holz, und man ist entzückt, daß ihm diese Ausflucht einfiel, weil nur so die Schwerelosigkeit und Raushaftigkeit seines Gewölbehimmels zu erreichen war. Der Unbegrenztheit und Durchsichtigkeit seines Raumes entspricht die beschwingte Kühnheit der Rokokoformen und Rokokofarben: mit den Mitteln des Rocailles, das derb, urtümlich wie bayrischer Dialekt, sinnentfroh und illusionistisch wie Schlierseer Bauerntheater, raffiniert und blumensfarben wie Tiepolofresken und über allem höchst persönlich gehandhabt wurde — erreicht er eine Höhe des Raumerlebnisses, die über die letzten Schöpfungen des Spätbarock hinausragt, so hoch hinaus, wie Rocaille über der Schwere des Barockornaments steht.

Was ist eigentlich Geist?

Seit einem guten Menschenalter etwa ist der Geist beinahe ebenso aktuell geworden wie der Raum oder der liebe Gott. Nicht nur die neue Philosophie und der Kreis um Stefan George nahmen sich seiner an: er drang als Feldgeschrei bis in Regionen, die von Natur nicht eben viel mit ihm zu schaffen hatten, und er errang Erfolge, die so weit gingen, daß schließlich eine regelrechte Kampagne gegen den Widersacher der Seele einsetzte. Es war, als ob das mittelalterliche Wort, das die Hegelzeit dann nicht mit Unrecht auf sich angewandt hatte, von neuem Geltung bekommen sollte — daß nämlich jetzt nach dem Reich des Vaters und dem des Sohnes das Reich des Geistes angebrochen wäre. Ob es immer ein heiliger Geist war, von dem das viele Reden ging, bleibe dahingestellt: die Aktualität des Geistes an sich ließ sich jedenfalls nicht mehr bestreiten. Zumal er zuletzt ebenso bekämpft wurde wie der liebe Gott.

Das Amüsante ist nun, daß dieser viel beredete, viel beschriebene Geist durch eine Welt geht, die wohl von ihm spricht, ihn allerorten diskutiert oder bekriegt — die aber im Grunde keine Ahnung hat, was er eigentlich ist, oder wie sie sich ihn vorstellen soll. Was Hunger, was Durst ist, wissen die Menschen so ungefähr; auch von Freude, von Angst, von Zahnschmerzen haben sie noch einige mehr oder weniger klare Vorstellungen; sobald die Unterhaltung aus diesen konkreten Bereichen des Innenlebens in die abstrakten Regionen aufsteigt, die das Sammelwort Geist umfaßt, versagen die Begriffe. Der Geist, Thema wie wesentlicher Faktor der Zeit, muß sich trotz all seiner Zeitgemäßheit durch ein Dasein schlagen, dessen Mangel an eindeutigen Definitionen höchstens noch von den Bereichen der Kunst oder der Dichtung übertroffen wird.

Was ist eigentlich Geist? Ein vorsichtiger Mann versucht es zunächst mit einem Wörterbuch. Er holt die Lexika von Herder bis zum Brockhaus hervor — und stellt fest, daß sie offenbar noch aus Zeiten stammen, denen die Existenz von Geist so selbstverständlich war, daß sie es verschmähten, ihn säuberlich umschrieben in ihren Herbarien der alten wie der neuen Wirklichkeiten unterzubringen. Um festzustellen, was Geist eigentlich ist, muß man schon in Sondergebiete übergehen, ein philosophisches Wörterbuch bemühen und befragen. Dann erfährt man etwa folgendes:

„Geist, im allgemeinen so viel wie Seele, oder Bewußtsein, oder Verstand, oder ‚Wiß‘, oder innerer Gehalt, Sinn, Bedeutung. Im psychologischen Sinne wird Geist vielfach in Gegensatz gestellt zur Seele: unter dieser versteht man das unbewußte oder dunkelbewußte Gefühls- oder Triebleben und setzt sie gleich Leben; unter jenem, dem Geist, das ‚höhere‘ Seelenleben, die ‚Denkseele‘, Urteilskraft, Verstand, Vernunft, deren Organ man im Stirnlappen der Großhirnrinde sucht.

Im ontologischen Sinn erscheint Geist oft als eine Art feinsten Materie (auch bei Goethe!). Im Gegensatz dazu steht die Auffassung des Geistes (der Seele) als einer immateriellen Substanz: eigentlich eine *contradictio in adjecto*.

Hegel unterscheidet den subjektiven Geist (im Denken, Fühlen und Wollen des Einzelmenschen), den objektiven Geist, der in Recht, Moralität, Sittlichkeit, Gesellschaft und Staat vorliegt, und den absoluten Geist, der sich in Kunst, Religion, Philosophie und Weltgeschichte offenbart.“

Das ist immerhin etwas, wenn es auch noch nicht viel ist. Wer von Klages her den Geist als Widersacher der Seele anzusehen gewohnt ist, wird etwas erstaunt sein, zu hören, daß Geist im allgemeinen soviel wie Seele und eine immaterielle Substanz — selbst bei Goethe — sei. Wer in ihm etwas der Seele Übergeordnetes, die Denkseele sieht, wird sich vielleicht mit dem Versuch seiner Topographie trösten, mit der Ansiedlung im Stirnlappen der Großhirnrinde, die etwa den Versuchen des 18. Jahrhunderts entspricht, die Seele bald in der Zirbeldrüse, bald im ganzen Körper unterzubringen — ja sie sogar, wie es ein wichtiger Skribent einmal formuliert hat, zum Türhüter des unruhigen Hinterkastells zu machen. Es wird zwar definiert, es bleibt aber bei Versuchen, denen das Unvereinbare durchaus keine Schwierigkeiten zu bereiten scheint — als ob der Geist, um den es hier geht, umfassend genug ist, auch diese Widersprüche mühelos in sich aufzuheben und aufzulösen. Als ob er zuletzt überhaupt das alles Umfassende — und alles in sich Lösende ist.

Was ist eigentlich Geist? Vielleicht kommt man der Antwort auf dem indirekten Wege schneller nahe als auf dem direkten — auf dem Wege der Einkreisung eher als auf dem der Aussonderung. Es gibt ein altes, sehr altes Wort der Bibel: Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, bleibet in Gott und Gott in ihm. In eben diesem viel zitierten, wenn auch weniger gelesenen Buch aber findet sich eine zweite Feststellung: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Nach den Grundsätzen der Logik wäre nichts dagegen einzuwenden, wenn man auf Grund dieser beiden Sätze feststellte: Der Geist ist — die Liebe! Die Frage nach seinem Wesen wäre damit auch noch nicht beantwortet: sie wäre aber in die Bereiche verschoben, in denen man der Klärung wenigstens etwas näher kommen kann: in die Bereiche, in denen man aus den bloßen Begriffen und Vorstellungen in die Bezirke des Seins jenseits der Bezirke und Vorstellungen eingeht. Wenn der Geist auf dem Umweg über den lieben Gott der Liebe gleichgesetzt wird, tritt er ganz von selbst in die Bezirke des Allgemeinen, des Verbindenden ein, in denen die großen Mächte aller Vereinigung, aller Religion zu Hause sind.

Denn trotz der philosophischen Wörterbuchdefinition beginnt das Reich des Geistes nicht erst jenseits der Materie, im Immateriellen, „Vergeistigten“, sondern im Leben selber — da wo es aus dem Besonderen ins Allgemeine überzugehen beginnt. Hegels objektiver Geist, der sich in Recht, Sitte, Gesellschaft, Staat darstellt, fängt im Grunde viel früher an — im vormenschlichen Bereich der Natur, insofern als im Gesetz, in der Ordnung des Seins, der Existenz, zuletzt die gleiche Macht sich offenbart wie später im Gebiet der Koexistenz. Geist ist in der Lebensgliederung des staatlichen, des gesellschaftlichen Daseins: er ist ebenso als Voraussetzung der Ordnung und damit des Seins in den natürlichen Bereichen, den organischen wie den anorganischen. Geist ist der Aufbau des mensch-

lichen Staatsgefüges: Geist ist ebenso, ohne Reflexion, der Aufbau und die Existenz der Tierstaaten, von den Bienen bis zu den Ameisen. Geist aber ist schließlich die Voraussetzung aller anorganisch-kosmischen Ordnung — das, was die Beziehungen von Gestirnen und Himmelskörpern so regelt, daß sie überhaupt neben- und miteinander existieren können. Das Chaos, die gegenseitige Zerstörung des Ungeregelten wird Erhaltung, Ordnung, Kosmos allein durch den Geist, der das Verworrene ordnet, ohne ein anderes Ziel als die Erhaltung, als das Sein. Geist ist im Grunde die Selbstordnung, die die Dinge sich geben, indem sie übrigbleiben, sich aus dem Chaos des Ungeordneten hinübereretten in die Ordnung, die die einzige Garantie gegen die Vernichtung ist. Geist ist nichts, was von außen kommt, sondern ist als Ordnung, Gesetz, Regel, Wille zum Sein, Voraussetzung des Seins und damit erste Möglichkeit der Dauer. Schon hier erweist sich die Gleichsetzung von Geist und Liebe als durchaus sinnvoll: beide geben allein die Gewähr für das Bleibende, für ein Dasein über den Moment hinaus. Der Geist setzt nur noch früher ein als die Liebe, deren Reich erst mit dem Beginn des Organischen seinen Anfang nimmt: er ist die Voraussetzung des Seins überhaupt, das nur als ein Geordnetsein sich verwirklichen kann. Er ist nicht Wesen der Dinge, sondern darüberhinaus auch gleichbedeutend mit ihrer Existenz: er ist in Wirklichkeit viel umfassender, viel weniger „geistig“, als noch Hegel ihn wollte.

Das ist überhaupt das Seltsame an dieser Wesenheit hinter den Dingen, an denen der Mensch auf eine geheimnisvolle Weise teil hat: daß sie viel höher und größer und tiefer ist als beinahe alle menschlichen Ausdeutungen. Geist hat mit dem, was die Menschen geistiges Leben nennen, sehr wenig zu tun: er hat nichts mit Wissen, nichts mit Bildung, nicht einmal mit Vernunft und Intellekt etwas zu tun. Schopenhauers Versuch, den Geist mit dem menschlichen Intellekt gleichzusetzen, ist kläglich gescheitert: man könnte höchstens sagen, der Intellekt sei so etwas wie das empirische Schattenbild der Transzendenz, die wirklich den Namen Geist verdient. Die einzige menschliche Denkform, in der etwas von der Wesenheit des wirklichen Geistes zutage tritt, ist die Mathematik: sie ist die Wissenschaft, die sich von selbst versteht — und Geist ist eigentlich auch nur das, was sich selbst und von selbst versteht. Die reine Wissenschaft an sich, wie sie sich in der gereinigten Mathematik etwa des Infinitesimalkalküls, der Mengenlehre, der analytischen Funktionen darstellt, spiegelt im Abstrakten, wenn auch noch nicht im Geistigen, die Wirklichkeit des Geistes — weil hier seine menschlichen Funktionen bereits auf nicht mehr vom Konkreten gebundene Objekte bezogen werden. Die bloße Anwendung der sogenannten Vernunft auf sogenannte geistige Probleme hat dagegen im Grunde nichts mit ihm zu tun: die logischen Kategorien sind auf jeden geistig sinn- und belanglosen Gegenstand anwendbar, können helfen, ihn zu zerdenken, ohne daß etwas Sinnvolles sich ergibt. Was dabei entsteht, ist recht eigentlich das, was man mit verbienter Verachtung Intellektualismus genannt hat: ein Denken, das nicht notwendig ist, nicht schon lebendige geistige Ordnung in etwas bringt, das ohne diese Ordnung nicht existieren kann, im Sein aber Sinn und Notwendigkeit hat, bleibt tot, auch wenn noch soviel Intellektfunktionen in Bewegung gesetzt werden. Geistiges, Geist ergibt sich erst da, wo die

subjektiven geistigen Funktionen, d. h. die überpersönlich allgemeinen angewandt werden auf Objektives, das ebenso Geistiges enthält, nämlich auf Realitäten des Seins, die in die Wirklichkeit des Gefaßt- und Formuliertwerdens drängen. Da berührt sich Geist und Geist, vollzieht sich in der Tat eine Verwirklichung: weil nur diese Realitäten aus dem Allgemeinen leben, allgemein verbindlich sind und jenseits des Subjekts, das zu ihrer Verwirklichung notwendig ist, alle angehen, zum Leben aller gehören.

Hier aber leuchtet noch einmal die seltsame Gleichsetzung von Geist und Liebe auf, schließt sich noch einmal der Ring, der mehr ist als spielerische Willkür einer Wortannäherung. In der Liebe greift das Leben über die Bereiche der Einzeleristenz hinaus, verbindet es das Individuum mit der Allgemeinheit des Gefühls; der Einzelne geht ein in den Strom der Totalität, das Ganze trägt ihn, weil jedes Gefühl zu seiner vollen Wirklichkeit das gleiche Gefühl im Partner voraussetzt, den Anschluß an ein Gemeinsames, aus dem allein Rausch und Glück und die Ewigkeit des Einswerdens wachsen können. Im Geist greift das Leben jetzt am oberen Pol ebenso über die Bereiche der Einzeleristenz hinaus, verbindet es das Individuum mit der Allgemeinheit, der Allgemeingültigkeit erkannten Feststellens des Wirklichen. Der Einzelne und seine Rolle im Gefüge des Ganzen geht im Akt der geistigen Erkenntnis, die sinnvoll auch nur als eine gemeinsame, allgemein verpflichtende ist, ein in den Strom der geistigen Totalität, die zeitlos alle umfaßt: das Ganze dieser geheimnisvollen kristallinen Welt trägt ihn, weil jeder wirkliche geistige Akt, jede Einsicht, Feststellung, Verwirklichung die Verpflichtung zu gleicher Realisierung in jedem Partner, die Allgemeinverbindlichkeit mit enthält — weil sie sonst nicht den Namen Geist verdiente und keine Wirklichkeit enthielte. Liebe und Geist enthüllen sich als die einzigen Realitäten — und als die beiden Zugänge zu Gott, die das seltsame Wesen Mensch auf seinen Weg vom Himmel durch die Welt zur Hölle, vielleicht auch für den Weg in umgekehrter Richtung mitbekommen hat.

Was ist eigentlich Geist? Läßt sich die Frage in Definitionen überhaupt beantworten? Kaum. Geist läßt sich, genau so wie die Liebe, nur erleben: wer seiner nicht hat, ist ebenfalls nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. Wer den Weg zur Wirklichkeit über das Gefühl nimmt, erfährt, sofern die Gnade mit ihm ist, den Sinn des Wortes, daß Gott die Liebe ist — erlebt ihn als Liebe. Wer den Weg zur Wirklichkeit über den Geist geht, über die erkennende Ordnung der Welt, erlebt diesen Sinn als Geist — und daß Gott im Geist und in der Wahrheit angebetet werden will, die nur über das Leben zu finden sind. Ohne den Weg des Lebens kommt man zu beiden nicht, weder zur Liebe, noch zum Geist — also daß am Ende auch der Geist nur erfahren, nie definiert oder gar beschrieben werden kann. Genau so wenig wie die Liebe, deren Gegenpol er nun einmal zum wenigsten auf der männlichen Seite der Welt zu sein scheint.

Noch einmal Talleyrand

Die Persönlichkeit des entscheidenden Gegenspielers Napoleons beschäftigt immer aufs neue Geschichtsschreiber und Politiker. Lacour-Gayet hat in seiner Talleyrand-Biographie in vier Bänden alle bekannten Dokumente zusammengestellt. Die *Mémoires du general de Caulaincourt*, 1933 herausgegeben von Jean Hanoteau, brachten ebenso wie die in der „*Revue des Deux Mondes*“ veröffentlichten Briefe Talleyrands und Caulaincourts wichtige Ergänzungen. Aber das Letzte über die Beziehungen zwischen Napoleon und Talleyrand wird verborgen bleiben, da wesentliche Teile des vertrauten Briefwechsels zwischen beiden vernichtet sind. Der Franzose *Emile Dard* hat nun auf Grund der Arbeiten anderer und von bisher unbekannten Dokumenten aus den Nationalarchiven und dem des Pariser Auswärtigen Amtes, aber auch aus dem Archiv des Wiener Ballhausplatzes eine bedeutsame Studie über die Beziehungen der beiden Männer veröffentlicht*.

Man hat dieses Buch irrtümlich als einen französischen Einspruch gegen die bekannte, in diesen Blättern ausführlich behandelte Biographie Talleyrands von Duff Cooper („*Deutsche Rundschau*“, Februarheft 1936) bezeichnet und sie zu der interessanten englischen Arbeit in Gegensatz bringen wollen als eine sozusagen nationalfranzösische Antwort auf die englische Darstellung. Solche Absicht lag Dard völlig fern. Er selber erwähnt Duff Cooper nirgends, nur eine Anmerkung des Übersetzers nimmt auf ihn Bezug. Dard reizte es, unter Benützung der genannten Dokumente und Arbeiten, zu denen auch die von Charles Dupuis und Louis Madelin, vor allem aber auch die Sorels treten, erneut das menschliche Phänomen Talleyrand und das Schicksalsmäßige seiner Verührung mit Napoleon darzustellen.

*

Schicksalsmäßig war nun freilich die Begegnung beider Männer, aus der eine Verbindung sich ergab, die für Napoleon unlösbar wurde. Am 16. Juli 1797 war Talleyrand vom Direktorium zum Minister des Auswärtigen ernannt worden. Schon am 24. Juli richtete er an den siegreichen General, der im April des Jahres den Präliminar-Frieden von Leoben abgeschlossen hatte, einen huldigenden Brief. Napoleons Antwort ist in ebenso schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt wie Talleyrands Brief. Im Dezember des gleichen Jahres knüpfte sich die erste persönliche Verbindung, nach der beide noch stärker als zuvor die Notwendigkeit enger Zusammenarbeit befaßen. Die Geschichte, die oft Burlesken liebt, wollte, daß beide Männer ihren wachsenden Einfluß einem der trübsten Vertreter der französischen Revolution, Barras, verdankten. Barras machte Napoleon zum Oberbefehlshaber der Truppen in Paris und vermittelte seine Ehe mit Josephine de Beauharnais, die Barras' Geliebte gewesen war. Talleyrand wurde Barras

* *Napoléon et Talleyrand*. Deutsche Übertragung von Willy Grabert. Berlin, Emil Roth.

unentbehrlich, weil er ihm in dem Augenblick nahe war und ihn richtig zu behandeln verstand, als Barras in tiefer Verzweiflung über die Nachricht vom Ertrinken eines seiner „Lieblinge“, Raymonds, war. Unmittelbar anschließend hieran wurde Talleyrand Minister des Auswärtigen.

★

Größere Gegensätze als Napoleon und Talleyrand waren kaum vorstellbar. Schon der Altersunterschied von 14 Jahren stand zwischen ihnen, weit mehr trennten sie unüberbrückbar Abstammung und Vergangenheit. Ein Vergleich beider wird immer am Eigentlichen des Unterschiedes vorbeireden, denn Napoleon ist als Genie unvergleichbar, wie im Guten, so im Bösen. Wir folgen hier Dards Darlegungen. Er war bei allen genialen Eigenschaften ein Sohn des Glücks. Ihm fehlten alle politischen und religiösen Grundsätze, wie er auch keinerlei Tradition besaß. Das Fehlen der Tradition, das für ein Genie in der Politik vielleicht noch verhängnisvoller ist als irgendein anderer Umstand, hinderte ihn, seinen Weg sicher zu gehen. Er war nicht der Sohn Frankreichs, selbst in seiner Herkunft fehlte ihm die Sicherheit der Tradition. Er hätte das Ziel seines maßlosen Ehrgeizes auch außerhalb Frankreichs suchen können. So erklärt es sich auch, daß Napoleon nicht das Glück Frankreichs und des französischen Volkes, sondern nach klarer Einsicht in die eigene Lage nur noch den eignen Ruhm wollte, um vielleicht einmal sagen zu können, als letzte Entschuldigunq beim unausweichlichen Scheitern, daß er zu groß für die Franzosen gewesen sei. Eine edle Gesinnung, ein lebhaftes Gefühl, ein ausgeprägter Ehrbegriff und eine bis zur Schwäche gehende Liebe zur eignen Familie zeichneten ihn aus. Er war fähig, Geduld zu üben und nachzugeben — immer unter der Voraussetzung, daß sein eigener krankhafter Stolz nicht verletzt wurde. In solchen Fällen war er von unbeherrschtem Jähzorn und selbst von brutaler Niederträchtigkeit. Er hatte ein phänomenales Gedächtnis, aber es war so glücklich eingerichtet, daß er von allem nur das behielt, was ihm nützen konnte, so daß er im Grunde neuen Ideen überhaupt nicht zugänglich war. Dard weist mit Recht darauf hin, daß bei der Beurteilung Napoleons fast immer vergessen wird, daß die engen und ärmlichen Verhältnisse seiner Jugend, das Fehlen jedes Vergnügens und jeder gesellschaftlichen Zerstreuung ihn zurückhaltend, besangen und scheu gemacht hätten. Diese Tatsache erklärt seine Unsicherheit in Gegenwart von Frauen, soweit er sie nicht nach Piratenart zur Abreagierung momentaner Gelüste benutzte, ebenso wie seine ungezügelten Wutausbrüche beim Empfang von Gesandten und seine bis zum Geschrei gesteigerten Maßlosigkeiten und Plöcklichkeiten gegenüber seinen Mitarbeitern, wenn sie aus sachlichen Gründen seine Empfindlichkeit nicht schonen konnten.

★

Talleyrand hingegen war ein Nachkomme der Grafen von Périgord, einer Familie, die den Bourbonen an Tradition, Stolz und Alter nichts nachgab. Talleyrand, der Amoralist schlechthin, der gegebenenfalls alles verleugnen konnte, wenn es ihm so paßte, und frei von jedem Vorurteil war, ist in seinem Leben von einem Vorurteil niemals losgekommen: Herkommen und Geburt. Gewiß war

Talleyrand, wie Napoleon ihn nannte, die „personifizierte Unmoralität“. Graf Nesselrode sagte von ihm: „Die Frauen hatten für Talleyrand viel übrig, Gott weiß warum, nicht zum wenigsten wegen ihres instinktiven Sinnes für das Böse.“ Gewissensbedenken hatte er nicht, das einzige Verbrechen, was er für sich als solches anerkannte, war die Dummheit. Seine Bestechlichkeit ist weltbekannt; versöhnend bei ihr ist, daß er jeden verraten hat, der ihn kaufte. Nach dem Worte von Madame de la Tour du Pin konnte bei ihm nichts überraschen: nur eins war unmöglich, daß er gegen den guten Geschmack verstieß. Aus diesem Grunde und aus seiner überlegenen geistigen Klarheit hat er als abgesetzter Priester auch niemals etwas gegen die Kirche gesagt oder getan. Die sein Wesen bestimmende Eigenschaft war sein kristallklarer Geist, die Fähigkeit, jeden Gedanken unbestechlich zu Ende zu denken, und eine nie versagende Menschenkenntnis. Als kluger, ausgeglichener Geist übersah er genau die Grenzen menschlicher Fähigkeit und wiegte sich nicht, wie es einem genialen Emporkömmling geschehen kann, in der törichten Hoffnung, er könne die Grenzen weiter ziehen, über das hinaus, was menschliche Erfahrung als möglich erwiesen hat. Wer über Menschenkraft hinaus solche Erfolge erzielt, der erringt für kurze Zeit Ruhm und Ehren, aber im allgemeinen haben die Menschen, die sich bald enttäuscht fühlen, doch keinen Nutzen davon.

Talleyrand ist der einzige Franzose gewesen, der bei der allgemeinen Selbsterniedrigung den Kopf aufrecht trug und dem Diktator furchtlos ins Gesicht sah. Er war Franzose. In allem seinem Handeln hat er trotz skrupelloser Verfolgung eignen Vorteils als oberstes Gesetz seines Handelns nur eines anerkannt: das Wohl Frankreichs und des französischen Volkes. Er war überzeugt, daß der wahre Fortschritt für eine Nation nur darin liege, die Ordnung im Innern immer wieder neu zu bilden und stabile Verhältnisse zu schaffen und nicht an Eroberungen zu denken. Er wollte für Frankreich nichts anderes als seine „natürlichen Grenzen“ und wollte für Frankreich die Verwirklichung Europas. Als er erkannte, daß Napoleon, der als Einziger fähig gewesen war, die Revolution zu beenden, nach Bruch des Friedens von Amiens für seinen persönlichen Ehrgeiz jedes Jahr erneut Frankreichs Schicksal aufs Spiel setzte und Frankreichs Jugend und Frankreichs Männer auf den Schlachtfeldern der Welt bedenkenlos opferte und so Frankreichs nationales Interesse schädigte, zog er innerlich den Trennungstrich zwischen sich und Napoleon. Die Erkenntnis, daß Napoleon Frankreich ins Verderben führen müsse, hätte allein ihn schon dazu bewogen, ihn zu verraten — auch wenn nicht persönliche Kränkungen schwerster Art ihm die Rache zur Kavalierspflcht gemacht hätten. Für Frankreich wurden dem Patrioten Hoch- und Landesverrat zur Pflicht. Er konnte eine Politik nicht unterstützen, die die Ideen seines ganzen Lebens Lügen strafte.

★

Napoleon war auf Talleyrand und Fouché angewiesen, sie allein duldete er neben sich, andere ließ er nicht aufkommen, „denn Diktaturen sind keine Schulen für politische Führer“. Bei seinem grauenhaften Spiel mit Menschen verfolgte

Napoleon den Grundsatz, die, die in seinem Dienst standen, nicht nur bloßzustellen, sondern sie alle auch in fortwährender Unruhe zu halten. Wie alle Emporkömmlinge hatte er nicht die Kenntnis von Menschen wirklicher Substanz, die dienen, weil sie es wollen, sondern er glaubte nur an die Dienstfreigkeit derer, die etwas von ihm erhofften, ohne zu wissen, daß nur der Freie wahrhaft treu sein kann. In teuflischer Lust gefiel er sich darin, nach Talleyrands Worten, die Menschen seiner Umgebung immer erneut zu beunruhigen, sie zu ducken und sie zu quälen. So zwang er Talleyrand, den ehemaligen Bischof von Autun, „eine Dirne zu heiraten, die Herr von Lessart ausgehalten hatte und die sich bei Soupers fast nackt zeigte“. Die Rache, die Talleyrand für diese Herabwürdigung nahm, war satanisch. Er verleitete Napoleon zu dem Gewaltstreich und zum Bluturteil am Herzog von Enghien, einem Verbrechen, das ihm den Haß und die Verachtung der ganzen Welt eintragen mußte, und er sorgte so schnell wie möglich dafür, daß seine Mitschuld und intellektuelle Urheberchaft verdeckt wurden, damit er ihn, der ihn zu der schmachvollen Heirat gezwungen hatte, vor Europa brandmarken konnte. Er stützte die sich im Ausland verbreitende Ansicht, daß Napoleon verrückt sei, die Zusammenhanglosigkeit des Handelns sei nur bei einem Manne erklärlich, der die Tendenz habe, ins Uferlose auszuweichen. Nach seinem inneren Bruch mit Napoleon begann Talleyrand das große Spiel, das bewußt auf Napoleons Untergang hinzielte und ihn auch bewirkte. Gewiß wäre Napoleon auch ohne Talleyrand von dem empörten Europa gestürzt worden, weil es noch niemals die Vorherrschaft eines Mannes oder eines Staates auf die Länge geduldet hat. Aber mit Talleyrand konnte das Spiel schneller und sicherer gespielt werden. Er war der „Verbündete“ der Männer draußen, die Europas Unruheherd beseitigen wollten. Vertraute Abgesandte wurden bei ihm „akkreditiert“. Eine raffinierte Geheimkorrespondenz war ausgearbeitet, in der Napoleon als „Sophie Smith“ oder „das liebe Herz“ figurierte.

★

Es war Schicksal, daß der echte Franzose Talleyrand dem volksfremden Napoleon unentbehrlich wurde und es so bewirken konnte, daß trotz der strengsten Überwachung und der unvorstellbaren Bespitzelung der Verrat bis in die unmittelbarste Nähe des Diktators unbehindert drang. Napoleon mißtraute Talleyrand, aber im Grunde hat er von seinem Verrat nichts gewußt. Bei der fürchterlichen und abstoßenden Szene am 28. Januar 1809, als Napoleon drauf und dran war, Talleyrand erschießen zu lassen, hat er ihm die gemeinsten Beschimpfungen ins Gesicht geschrien — Verräter hat er ihn damals so wenig genannt wie in seinen Memoiren. Es ist bekannt, daß Talleyrand unbeweglich die Flut der Anwürfe über sich ergehen ließ, um beim Hinausgehen seine geistige Überlegenheit mit den Worten festzustellen: „Schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist.“

1812 sagte er zu Aimée von Coigny: „Er (Napoleon) muß vernichtet werden; wie, das spielt keine Rolle... Dieser Mann war einstmals in gewissem Sinne nützlich, aber jetzt nicht mehr. Seine Zeit, die des Kampfes gegen die Revolution,

ist vorbei. Die Gedanken, mit denen er allein die Welt faszinieren konnte, haben keine Stoßkraft mehr und sind nicht mehr gefährlich."

★

Die Stunde der Abrechnung kam. Ende 1813 erklärte Talleyrand: „Sein größtes Unglück, dem nicht abzuhelpen ist, ist, daß er sich isoliert hat. Er steht ganz allein, so, wie er es gewollt hat, allein in Europa; aber das ist noch gar nichts: auch in Frankreich steht er allein." Napoleon hatte zwar Frankreichs Ruhm ins Grenzenlose erweitert, aber auch seine Niederlage ins Maßlose vergrößert. Talleyrand äußerte, daß Napoleon, der die Zivilisation als seinen persönlichen Feind betrachte, das Menschengeschlecht herausgefordert habe wie niemals jemand zuvor.

★

Die Bilanz von Talleyrands Leben weist auf der Aktiv- wie auf der Passivseite gewaltige Posten auf. Seine moralische Würdelosigkeit und die mangelnde Charakterfestigkeit wiegen ungeheuer schwer. Aber sein Scharfblick, seine Beharrlichkeit, die nicht ermattete, obwohl die Geschichte Napoleon Recht zu geben schien, der in allen von Talleyrand widerratenen Kriegen Sieg auf Sieg gewann, sein Patriotismus, sein Streben nach Europa müssen auf der anderen Seite gebucht werden. Sein größtes Verdienst aber verdankt er dem Schicksal, das ihn Napoleon beigeßelte und damit dessen Untergang besiegelte.

Der Auftrag Gottes

Es gibt Menschen und Zeiten, die die Vergangenheit nicht anders betrachten wollen als einen schönen Garten interessanter Erscheinungen, die an der Größe und Kühnheit oder an der Kleinheit und Verworrenheit einzelner geschichtlicher Leistungen und Menschen ihr ästhetisches Vergnügen, ihr psychologisches Interesse befriedigen. Es gibt aber auch andere, denen ist die Geschichte der Völker das Buch des Lebens und der Offenbarungen von Forderungen und Gesetzen, die das Zeitgeschehen dauernd überragen. Ihnen ist die Vergangenheit immerwährende Gegenwart, und keine Stunde der Geschichte ist für sie ohne die Beziehung zu der brennenden Nähe der eigenen Zeit denkbar, nicht daß sie das Ewiggültige der Geschichte verkleinern und entstellen, indem sie es in eine schnell vergängliche Tagespolitik hineinzuziehen unternehmen, sondern daß sie das Erbe der Geschichte so lebendig machen, daß bei seiner Betrachtung auch auf die Fragen des Tages der Widerschein der höheren Gesetze fällt, denen das Leben eines Volkes unterworfen ist.

Solcher Deutung der Geschichte dient das Schaffen Reinhold Schneiders. In allen seinen Werken geht es um den letzten Sinn, um die Auseinandersetzung der Menschen mit dem Auftrage Gottes in der Geschichte, um die Vergänglichkeit und Fragwürdigkeit alles menschlichen Planens und die Unvergänglichkeit der sittlichen Forderung des christlichen Gottes, um Schuld und Gnade in der Geschichte. Ob Schneider sich dabei der Geschichte Philipps II. von Spanien oder dem Leben Kaiser Lothars von Supplinburg zuwendet, ob er über die Aufgabe der Hohenzollern oder über die Last, Größe und Schuld der englischen Krone schrieb: immer sind es im letzten nur Variationen des gleichen Themas, in denen die Vielfältigkeit der Geschichte fruchtbar wird und sich in großartigen Bildern der Reichtum und die Tiefe des Glaubens Reinhold Schneiders lebendig erweist.

„Darin liegt es ja nicht, daß wir die Welt mit dem Kreuze durchdringen, sondern es liegt alles daran, daß wir über unserer Mühe von ihm durchdrungen werden“, läßt Schneider den Dominikaner Las Casas am Schluß seiner neuen Erzählung* sagen. Das ist vielleicht die tiefste und innigste Deutung seiner eigenen Gesinnung. Der Stille, der Überwältigte ist dem Ewigen näher als der, der um die Geltung seiner eigenen Persönlichkeit ringen zu müssen glaubt, und es gibt Zeiten, in denen das leise Wort eines solchen Überwältigten tiefer und gewaltiger in den Seelen der Mitmenschen und im Unvergänglichen der Geschichte widerhallt als der überlaute Lärm des Alltages auf der Straße.

In mancherlei Beziehung scheint mir die Erzählung „Las Casas vor Karl V.“ die reichste und reifste Bekrönung des Schaffens Reinhold Schneiders zu sein.

* Reinhold Schneider: Las Casas vor Karl V. Szenen aus der Konquistadorenzeit Leipzig, Insel-Verlag.

Der Gattung nach wird man sie in die Reihe der historischen Novellen stellen müssen, dem Thema nach gehört sie in die spanische Geschichte im Zeitalter der Eroberung des neuentdeckten Amerika. In der Mitte steht der Kampf des Glaubens mit der menschlichen Vernunft, das Ringen des weltlichen Machtanspruches, der Wunsch nach dem materiellen Glück eines Volkes gegen die Forderung, die Gott diesem Volke auferlegt hat, die Auseinandersetzung der Staatsraison und des Staatswohles mit dem drohenden Verlust des Heils der Seele eines ganzen Volkes: es ist die Frage aufgeworfen, ob ein Volk Schuld und Verbrechen auf sich laden darf, um Reichtum und Macht zu gewinnen, ohne sündig zu werden und des höchsten Auftrages verlustig zu gehen, für den Gott dieses Volk ausersehen hat, um ihm den Glanz echter Würde und sittlicher Größe zu verleihen.

Der Dominikanermönch Las Casas hat die furchtbaren Grausamkeiten der Spanier in dem neuentdeckten Amerika gesehen, die Rechtlosigkeit, in die die Indios gestoßen wurden, die skrupellose, zügellose Habgier der Eroberer der Macht, den ganzen Unfegen, mit dem die Spanier das Glück eines ganzen Erdteils zerstörten — es ist vielleicht das niederdrückendste, schmachlichste Kapitel in der Geschichte der abendländischen Völker. Las Casas bricht von Amerika auf, um vor dem Kaiser in Valladolid das Recht und die menschenwürdige Behandlung der Indios zu vertreten. Sein Gegner vor dem Kaiser ist ein klarer, geistvoller Politiker. Das Recht, das Recht des Staates ist wohl bei diesem unerbittlichen Ankläger des Mönches, der in der Disputation vor dem Kaiser Las Casas aufs tiefste demütigt, indem er Las Casas' Vergangenheit enthüllt, wie er nicht anders war als die Konquistadoren, die er nun verdammt. „Wir haben den gefährlichsten und ruhmreichsten Weg auf den letzten Gipfel der spanischen Geschichte betreten, lassen wir uns jetzt von Träumern betören, so stürzen wir ab. In unserer Macht wurzelt unsere Aufgabe, und wir würden beides opfern und unser Leben dazu, wenn wir dem ‚Vater der Indios‘ folgen wollten“, bringt er leidenschaftlich hervor und gegen den Glauben des Mönches, „daß vor allem das Recht vollzogen werden müsse, dem der Mensch von Geburt an durch sein Menschsein unterstehe“, setzt er die eigene, staatsbewusste Auffassung „daß es kein Recht gäbe, das sich nicht auf eine staatliche Ordnung beziehen müsse. Das erste Gesetz sei, Ordnung auf Erden zu schaffen, erst wenn sie begründet sei, gelte die Forderung des christlichen Lebens...“ Die Sache Las Casas scheint vor der nüchternen Logik seines Gegners verloren. Nicht auf dieser kalten, politischen Ebene darf er antworten, nur von einer menschlicheren und zugleich höheren Warte kann er von der Idee zeugen, deren demütiges, überwältigtes Werkzeug er ist.

„Oh, daß doch die Stimme der Männer, denen das Geschick ihres Volkes im Herzen brennt, einen eigenen Ton hätte, so daß sie sich von allen anderen Stimmen unterscheiden! Oh, daß sie doch nicht schweigen müßten, die vom geheimen Leiden wissen! Es sind ja so unbegreiflich wenige, die allein als Zeugen leben, um zu sagen, was wahr ist und in welchem Maße das Leben der Menschen der ewigen Wahrheit widerspricht!“ ruft Las Casas erschüttert aus. Er, der nicht

um irdische Macht, sondern für die Reinheit des Auftrages Gottes an sein Volk kämpft, wird zum Mahner. Seine leidenschaftliche Anklage der geschehenen Greuel wird zur Rede für alle mißhandelte Menschheit, zu einem Schrei gegen die ungeheure Schuld, die die Machthaber auf sich laden. „Spanien hat seine Stunde erkannt, und die noch von Gottes Auftrag wissen, gehen als Narren hin, beladen mit aller Not der Welt... Und doch ist es wahr, daß das Gericht kommen wird über dieses Land! Denn wer den größten Auftrag verfehlt, der verfällt auch der schwersten Schuld!...“

Mit der politisch scharfsinnigen Rede hat der Gegner Las Casas' die um den Kaiser Versammelten auf seine Seite gerissen, aber jetzt, da der Mönch seinen durch tiefste Erschütterungen nun unerschütterlich gewordenen Glauben offenbart, wirft er unwägbare Gewichte in die Waagschale politischer Entscheidungen, und nicht diese Versammlung kann über Sieg oder Niederlage des Mönches entscheiden. Erregt und ohne ein Wort verläßt der Kaiser die Disputation. In der Stille einer einsamen Nacht spricht er aber zu dem Mönch: „Nicht die Irrtümer haben wir zu fürchten, sondern die Lüge!“ Er nimmt den Gegner Las Casas' in der Disputation als treuen Diener des Staates in Schutz: „Wer neben ihm steht, muß die Dinge sehen wie er und muß ihm recht geben. Wer höher steht, nicht!“ Und der Kaiser stellt sich neben den Mönch. Er unterzeichnet die Gesetze, die eine neue Ara in den entdeckten Ländern heraufführen, die die Indios befreien sollen, er macht Las Casas zum Bischof, der nach Westindien gehen soll, um dort für das Neue, das Größere weiterzukämpfen. Aber doch ist dies kein Sieg, wie die Welt den Sieg sich denkt, nur eine schwere, furchtbare Last, die der Gläubige auf sich nimmt, um der Ehre Gottes zu dienen.

Die deutsche Literatur ist nicht reich an Erzählungen von solcher erschütternden Wucht und dramatischen Spannung. E. F. Meyers Novelle „Der Heilige“ ist ihr verwandt. Schneider hat hier eine Meisterschaft bewiesen, sowohl im technischen Aufbau der Novelle wie in der eindringlichen Bildhaftigkeit seiner Schilderung. Das Große, Mitreisende in seiner Erzählung aber ist die demütige Erhabenheit, mit der eine leidende Seele um das höchste Gesetz, das seinem Volk vor der Geschichte aufgetragen ist, ringt und aus dem Bewußtsein seiner Verantwortung die Kraft empfängt, dafür rückhaltlos zu zeugen.

Die Straße nach Taschkent

„Sie sprengen auf dem kürzesten Wege, unsereiner geht den längeren — aber auf eigenen Füßen. Beide zum gleichen Ziel. Kommen sie gut an. Ja bün all doar.“

Kortüm zu einem Techniker.

Vielleicht sind das doch die schönsten Geschenke, die einem gemacht werden, ohne daß man eine Ahnung davon hat. Wenn irgendein Maler oder Bildhauer etwas einfängt im Auftrage Gottes von der Herrlichkeit und der schweren Größe seiner Welt oder wenn ein Dichter das zu sagen und zu formen weiß, auf das das eigene Herz die Antwort sucht und doch nicht findet.

Wenn unsereinem, der einigermaßen berufsmäßig das Schaffen der Dichter und Schriftsteller nachprüft, um das Korn von der Spreu zu sondern, es widerfährt, daß unter den vielen, allzu vielen Büchern eins ihn so packt, daß er's in einem Zuge unter Verneinung von Tag und Nacht lesen muß, so ist das ein großes Geschenk. Ein Geschenk, davon man reicher, reifer und nachdenklicher wird, und man ist von Herzen dankbar, auch wenn die schwere Melancholie des Wissen-den sich noch um einen Schatten vertieft.

★

Da ist nun dem deutschen Volke eine Gabe geworden, die alles dies, wenn auch in einer stellenweise stacheligen Schale, in sich birgt, und man fühlt die dankbare Pflicht, von dieser Gabe zu zeugen. Es gibt nicht viele Gestalten deutscher Dichtung, die Gemeingut aller Fühlenden sind. Wilhelm Raabes Menschen, Jean Pauls Gestalten, Eulenspiegel und Simplicissimus und manche andere Geburt und Ausgeburten deutschen Genius' haben einen Bruder bekommen: er heißt Kortüm. Und ist das Geschenk Kurt Kluges, der als Erzbildner lange schon seinen Platz hält, an die deutsche Nation.

Die „Deutsche Rundschau“ ist stolz darauf, daß sie den zweiten Teil seines großen Werkes „Das Flügelhaus“ zuerst veröffentlichen konnte, dem „Die silberne Windfahne“ vorausgegangen war. Nun hat Kurt Kluge über diesen Menschen Kortüm das vorläufig letzte Wort gesagt, und in einem Bände von 746 Seiten liegt das unsterbliche Opus vor, abgerundet und vollendet durch die drei neuen Teile: „Die Gäste“, „Die Echostube“ und „Die weiten Wege“, das Ganze zusammengefaßt unter dem Titel „Der Herr Kortüm“ (Stuttgart, J. Engelhorn's Nachfg.).

★

Man mag seinen Herrn Kortüm den „ewigen Deutschen“, man mag ihn einen deutschen Don Quixote nennen — stets wird man doch nur einen Teil aussagen von dem Reichtum, der uns hier beschert wurde.

Bekanntlich ist Kortüm ein Hamburger Gastwirt, wobei der Akzent auf dem vollgültigen Inhalt des wahren Wirtes liegt, den das Schicksal anwies, sich in Thüringen anzusiedeln an der Straße, die einst und heute und immerdar von der Biskaya nach Taschkent führt. Durch seine Gaststätte wandern nun die Gäste aus allen deutschen Gauen, und alle diese Spielarten des deutschen Menschen werden durch die Begegnung mit einem Menschen von Substanz, der Atmosphäre hat und verbreitet, gezwungen, Farbe zu bekennen und den eignen Wert oder die eigne Minderwertigkeit unbarmherzig zu deklarieren. Denn Herr Kortüm ist nun einmal ein Mann ganz eigener Art. Seine Physik backt den Gästen Pasteten von unerreichter Güte, aber seine Metaphysik drückt ihnen das Gefangbuch in die Hand. So sagt einer seiner Getreuen über ihn aus. Wir wollen keinem der Leser die Freude nehmen, diesen Mann, sein Tun und Trachten und die Beglückungen wie die Erniedrigungen seiner Gäste im Zusammenprall mit Kortüms Wert selbst zu erleben. Nur von ihm sei noch die Rede — und damit von seinem Schöpfer Kurt Kluge. In dem vielleicht das große Es noch mehr schuf, als er selber weiß. Ein Mann der schweren, ein Mann der fröhlichen Weisheit.

★

Kortüm sein ist ein Wert an sich, ist Gnade und Fluch in einem. Wo Aufschwung ist, da ist Leben, und wo Leben ist, da ist Kortüm. Er gehört zu den Schaffern, die nur durchgehen dort, wo die andern besitzen. Er weiß um die Zwiespältigkeit und Gebrechlichkeit alles menschlichen Seins. Er weiß, daß jede Gegend, und nicht nur die der Straße von der Biskaya nach Taschkent, ein Erdbebenherd ist, weil Menschenherzen auf ihr schlagen, und er hört das gefährliche unterirdische Rollen des Vulkans Mensch. Er weiß von den „Menschen auf Widerruf“ und von denen, die aus eigenem Recht leben, das sie im Grunde demütig von Gott empfangen, und dadurch auch im Rechte vor Gott sind. Kortüm ist aus eigenem Geseß der Widersacher alles dessen, was unecht, verlogen, verkrampt ist. Er ist darin ganz deutsch, daß er immer recht hat, ohne daß es ihm etwas nützt. Der Genius der Deutschen bewahre uns die Kortüms und die Kortümbewegung! „Der lebenversichertste Tatbewohner liest gerne noch die kostbaren Scherben auf, wenn ein Kortümbau wirklich einmal geborsten sein sollte.“ Ein Bau, den die Kortüms immer auf i h r e Kosten ausführen.

Er weiß, daß die Welt nicht so maschinierbar ist, wie man es bei elektrischem Licht und andern glorreichen Erfindungen der Technik manchmal glaubt, und er weiß von dem Geheimnis der Herzen, die keinen Schatten mehr werfen können, wenn sie leuchtend geworden sind. Er hat durch die Außenhaut der Welt ihr Skelett gesehen. Er dient seiner Aufgabe, das Unvergängliche bodenständig zu machen.

★

Kortüm lebt und ist im Dasein. Das Geseß menschlicher Gebrechlichkeit will, daß das, was gut und einfach ist, feindlich und dämonisch werden muß, weil die Umwelt in ihrem Unverständnis, gleich ob aus Böswilligkeit oder Unvermögen, und in ihrer Trägheit der Herzen echte Substanz nicht annehmen kann. Drum

bleiben alle Kortüms heimatlos. Aber wie alles Echte hat auch das Kortümhafte die wahre Werbekraft in sich selbst.

Das Leben ist schwer und hart, die Formen, in denen es sich uns stellt, sind oft burlesk und komisch. Der Meister der Form, Kurt Kluge, hat in seinem Roman Bilder und Szenen hingestellt, deren irrationaler Komik kaum etwas anderes deutscher Dichtung an die Seite zu stellen ist: es sind Visionen von dämonischer Hintergründigkeit. So die Szenen im Atelier, beim Preiskochen, die Sterbeszene, die Erlebnisse mit dem Film und seiner Welt, die Entlarvung Berlins, die Konfrontierung der Kleinstadt und ihrer Leute, die Inschriftenwand, die Gelage, bei denen die Weisheit des Trinkens herrscht, die Langlosss und die andern Minderwertigen, kurzum das ganze herrliche Lebenstheater, bei dem man sich nur bewußt sein muß, daß man Objekt des Schicksals bleibt, auch wenn man in der Loge, Parkett, Rang oder Galerie sitzt, weil man immer zu gleicher Zeit auf der Bühne meist in einer kümmerlichen Nebenrolle beschäftigt ist.

★

Die Straße nach Taschkent geht mitten durchs eigene Herz, und man muß sie zu Ende gehen, weil der Bogen Gottes nicht über der Erde steht und wir ihn nur sehen, wenn wir ruhen, und er mit uns wandert als Verheißung des Friedens, den die Kortüms nicht auf, sondern wohl nur in der Erde finden können. In einem Raum, der ihrer Körpergröße entspricht.

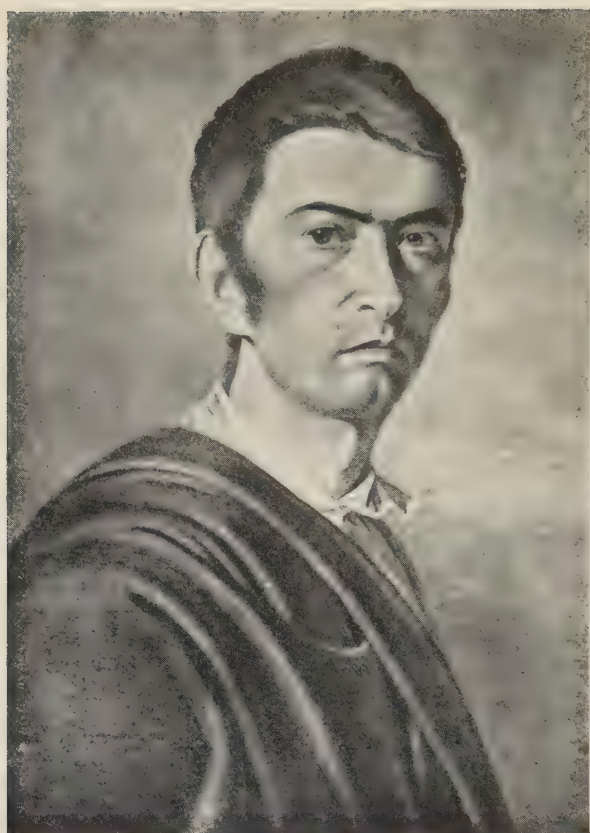
Kortüm entzieht sich allen Feierlichkeiten seiner Beisehung, weil er natürlich nicht stirbt, als die andern es erwarten. Sein Verbleib hüllt sich in Dunkel, aber eine Sternwarte, die die Sternwirklichkeiten sieht, die die höheren Wirklichkeiten sind, entdeckt im Zeitpunkt seines Verschwindens einen neuen Stern, dem der Name Kortüm gegeben wird.

Wer diesen Kortüm mit den Augen seiner Seele sieht: unsern Glückwunsch!

★

Ein strahlend klares C-Dur ist dieses Buch, in seinem letzten Sinn — trotz aller tollen Kapriolen und Vankelsängereien, das denen, die es nichts angeht, die Herzwand einschlagen kann und denen, die es mit dem Herzen hören, für eine Weile das Gefühl des Alleinseins und der Fremdheit nimmt. „Fremd und fern ertönt die kalte Luft. Die Erzengel zu Füßen des Herrn stehen auf, heben die Posaunen. Der Grundakkord klettert auseinander, entfaltet sich, eine Melodie tastet in dem Tonsturm, hie und da schon Klarheit im ganz fernen Raum draußen, das warme Gewölk vorm Herrn und seinen Engeln wälzt sich, bläht auf, zerfliehet, und die Himmelsglocke steht silbern im zitternden Grün. Der Orgeltonhimmel tönt sich selber aus. Wie kaltes Metall schmettert der Klang in die verstörte Gemeinde. Ein Kind weint. Das schütternde Kirchengemäuer zergeht wie Rauch, steht offen als eine Tür. Gott der Herr lächelt vor sich hin. Stiebendes Räuschen, über der Erde fliegen die Adler tiefer. Da — vier Engel, acht, hundert Engel — Engelheere! — Wachsen aus der grünen flammenden Glocke. Die Melodie vom Ende der Tage. Der Herr erhebt sich, winkt — es ist gut.“

Ja, es ist gut.



Eduard Joseph d'Alton 1772—1840

Selbstbildnis

HELENE d'ALTON-RAUCH

Eduard d'Alton und die Pferde

„Zu den ausgezeichnetsten Menschen, die mit dem Weimariſchen Kunſtkreis in Beziehung traten, gehörte ſeit 1808 d'Alton; er war Anatom, Archäolog, Kunſtforſcher, Schriftſteller, Fachgelehrter, Schöngeiſt, Radierer und überdies ein großherziger Charakter und eine herrliche Erſcheinung. Einige Zeit war er Direktor des herzoglichen Geſtütts in Tiefurt und hat ſpäter als Bonner Profeſſor für Archäologie und Kunſtgeſchichte eine große Wirkſamkeit entfaltet. Zu dem Hauptwerk ſeines Lebens, der vergleichenden Osteologie, an dem Goethe lebbaſtes

Interesse nahm, hat er die Zeichnungen selbst radiert." So heißt es in dem Buche „Weimar“ von Paul Kühn (3. Auflage, bearbeitet von Dr. Hans Wahl) über d'Alton.

Er starb im Jahre 1840 in Bonn, wo er 22 Jahre lang Professor der Kunstgeschichte war. Er war ein Genie, der vielerlei Anlagen und Liebhabereien mit großem Fleiß und künstlerischer Begabung verband.

Eine seiner Liebhabereien war sein Interesse an allem, was mit den Pferden zusammenhing. Er war ein Offizierssohn, dessen Vater in österreichischen Diensten stand und den er früh verlor. Er selbst schreibt: „Ich, Eduard Joseph d'Alton, aus einer irländischen Familie abstammend, bin, indem meinen Eltern auf der Reise ein Unfall zustieß, den 11. August 1772 in Aquileja bei Triest geboren, aber in Wien erzogen worden.“ Schon in Wien war er in einer Reitschule, und das Interesse, das er an Pferden hatte, hat ihn bis zu seinem Tode nicht verlassen. In allen Nachrichten, die in großer Menge von ihm vorhanden sind, spielt das Pferd eine bedeutende Rolle, allerdings immer wieder an anderen Stellen, da der Krieg seine Pläne immer wieder umwarf.

Die Heimat seiner Frau, Wertheim, brachte ihm auch eine Tätigkeit, in der das Pferd ihm und seiner Familie zum Erwerb wurde. Aus St. Goar, wo er mit seiner Familie gewohnt hatte, ging er wieder infolge des Krieges nach Wertheim



und wurde vom Fürsten von Wertheim und dessen Sohn, dem Erbprinzen Karl, zur Anlegung eines Gestüts zur Züchtung edler Rassenpferde veranlaßt. Der Prinz hatte als Entschädigung für die verlorenen linksrheinischen Besitzungen von Napoleon die ehemalige Benediktinerabtei Neustadt zwischen Lohr und Wertheim, am Main gelegen, erhalten. Die glückliche Örtlichkeit hatte dem Erbprinzen Karl bereits den Gedanken nahegelegt, sie zur Anlage eines Gestüts zu benutzen. d'Altons Heimatlosigkeit brachte seinen Plänen Erfüllung. In der Folge finden wir d'Alton auf weiten Reisen, auf denen er für den Erbprinzen Karl von Spanien bis Griechenland Pferdestudien und Pferdeeinkäufe besorgte. Im Auftrag des Fürsten begab er sich zum Ankauf der Pferde in diese Länder, und das Gestüt hatte große Aussicht, ein Mustergestüt zu werden. Da kam das Jahr 1809, und der zweite österreichisch-französische Krieg setzte seiner Tätigkeit wieder ein Ende. Der Erbprinz Karl, der in österreichischen Diensten stand, ging nach Wien, die außerordentlichen Kriegskosten legten dem fürstlichen Hause große Beschränkungen auf, und d'Alton verlor wieder Heimat und Brot. Diese Zeit half ihm aber doch weiter, denn das reiche Material, das er aus seiner Pferdekennntnis gesammelt hatte, benutzte er dazu, eine Naturgeschichte des Pferdes zu verfassen. Der 1. Teil, die Rassen enthaltend, gelangte mit Tafeln und Text zur Vollendung und wurde dem Prinzen Karl von Löwenstein gewidmet.

Palokuden von 1810.





Kurbetten auf einer Stelle (rechts) links

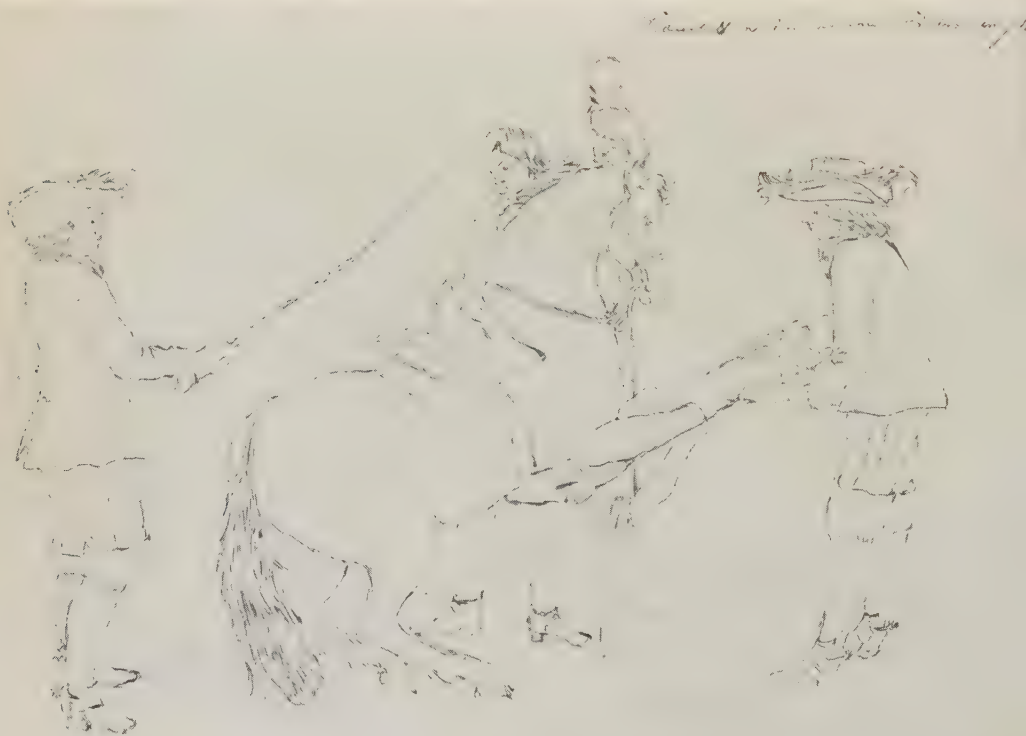
Er wohnte zu jener Zeit in der Nähe von Bamberg, und als er in den Jahren 1805 bis 1807 die Aufhebung der fränkischen Klöster miterlebte, war er einer von jenen, die von dem herrlichen Material, das entseßlich verschleudert wurde, an Bildern und Büsten sammelte und vom Verderben rettete, so viel er konnte. Durch diese seine Tätigkeit bekam er zuerst Beziehungen zu Weimar, da sich Karl August und Goethe für die Erwerbungen der alten Kunsfsachen interessierten, d'Alton schickte auch Abzüge seines Pferdewerkes nach dort. „Die Übersendung des ersten Teiles des Pferdewerks steigerte Goethes und des Herzogs Entzücken auf das höchste; der letztere brachte nun den längst gehegten Plan der Einrichtung eines eigenen Gestüts zur Ausführung.“ d'Alton siedelte im Jahre 1808 nach Tiefurt über.

Aus jenen Jahren haben wir wertvolles Material über Pferdezucht in den Briefen d'Altons an Professor Oken: „Was mich besonders bewogen hat, das Pferd zum Gegenstand meiner Forschung zu machen, war außer der allgemeinen Vorliebe für dies Tier der wirkliche Mangel eines solchen Werkes. Was von den Pferden in allen Naturgeschichten vorkommt, ist nur eine Aufzählung der Reihe, in welcher es in der allgemeinen Ordnung zu stehen kommt.“ — „Der älteste und vorzüglichste, der über die Pferdezucht geschrieben hat, war Mar Fugger, er schrieb

1578; es ist wirklich zu bewundern, wie hell dieser Mann in allen Stücken sah."

— „Was die Franzosen, Italiener und Spanier darüber geschrieben haben, ist nur geeignet, zu beweisen, wie groß die Biegsamkeit der Natur bei diesen Tieren, und wie vielseitig für die Erhaltung derselben gesorgt ist, daß dieselbe nicht unter allen Hindernissen erliegt, die man ungeschickterweise als Begünstigung entgegensetzt."

Wir erfahren, welche ungeheuren Summen die Engländer auf den Ankauf arabischer Pferde ausgaben, daß sie 80000 Lire für einen Hengst aus dem Gestüt des Kaisers von Marokko verwendet hätten. „Was die Kupfertafel und besonders die Abbildungen der Pferde betrifft, so fällt es mir schwer, etwas anderes als meine Absicht dabei zu sagen; ich glaubte den Pferdeliebhabern damit eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen... Alle Abbildungen sind nach der Natur... In Preußen hat man große Summen auf die Anschaffung arabischer Hengste und englischer Stuten verwendet, die gewöhnlichen Grundsätze aber, nach dem man bei der Zucht verfahren ist, hat sie um alle ihre Erwartungen gebracht. Bei so bewandten Umständen glaube ich nichts Überflüssiges zu tun, wenn ich in einem Werke, das zwar nicht zunächst von der Pferdezucht handelt, aber aus welchem doch allein die zu ergreifenden Maßregeln herzuleiten sind, schreibe. Sie





Kurbetten in einem Zirkel links

können nun aus der Geschichte des Pferdehandels ersehen, welchen Weg ich mit meinen Nachforschungen zu nehmen hatte. Alle Nationen haben den arabischen Pferden den ersten Preis zuerkannt. Ich glaube bewiesen zu haben, daß die Pferdezucht dort sehr alt sei und dieses Land gleichsam für das Vaterland aller seiner Vorzüge angesehen werden könne. Meine Beobachtungen begleiten dieses Tier von seiner Zeugung durch alle Stufen des Lebens, um sowohl die allmähliche Entwicklung als auch deren Abhängigkeit von dem äußeren Zustand zu zeigen. Das Pferd unterscheidet sich nicht nur durch das Bewußtsein seines Zustandes und seiner größeren Freiheit von den Haustieren, sondern auch durch größere Biegsamkeit. Ich habe mich bemüht, ein Grundverhältnis, das allen Pferderassen zugrunde liegt, zu zeigen und so den Bau der Pferde auf feste Gesetze gegründet, woraus die Wirkungen mit ihren Ursachen um so deutlicher werden, und die Pferde nach einem jedesmaligen Gebrauch zu wählen.“

Dieses Pferdewerk, das d'Alton in zwei Bänden vollendete, ist seinerzeit ein Erlebnis gewesen. Ob die beifolgenden Zeichnungen auch zur Veröffentlichung bestimmt waren, weiß ich nicht. Aber sie verdienen in jeder Hinsicht Beachtung.

R u n d s i c h a n

Kaltes Klima. Die strenge Kälte, die im letzten Drittel des Dezember überall einsetzte, hat ihr Gegenstück auch in der Politik gehabt. Zwischen mehreren großen Staaten sind die Beziehungen, ohne hier die Gründe untersuchen zu wollen, so erheblich kühl geworden, daß sie im wesentlichen schon weit unter dem Nullpunkt liegen. Mit um so größerem Interesse wendet sich die Aufmerksamkeit der politischen Welt dem für die ersten Januartage angesagten Besuch von Chamberlain und Lord Halifax in Italien zu. Chamberlains Rede auf dem Jubiläumsdinner der auswärtigen Presse in London, die Äußerungen Hudsons und anderer führender englischer Politiker lassen ebenso wie der Vorstoß jüngerer Kabinettsmitglieder darauf schließen, daß auf Chamberlain ein Druck ausgeübt wird, die Außenpolitik des Empire unter etwas anderen Gesichtspunkten weiterzuführen, als er es in und nach München versuchte. Zu gleicher Zeit versteiften sich die Beziehungen zwischen Frankreich und Italien, während die deutsch-französischen Beziehungen durch die Unterzeichnung der gemeinsamen Erklärung in eine korrekte freundschaftliche Form gebracht worden sind. Der Außenminister des französischen Kabinetts, das innerpolitisch sich so kräftig erwiesen hatte, Bonnet, schlug als Antwort auf die Kundgebungen im italienischen Parlament eine Sprache an, wie man sie so energisch bisher von ihm nicht vernommen hatte. Er ließ keinen Zweifel daran, daß Frankreich den aktiven Anspruch auf Abtretung von Korsika, Savoyen oder irgendeines Teiles seiner Kolonialbesitzungen mit dem bewaffneten Konflikt beantworten würde. Auch hier kann der englische Besuch in Rom Entspannung schaffen, wenn auch die kundigen Thebaner die Möglichkeiten dafür nur gering einschätzen wollen. — Die feindselige Stimmung in USA. gegenüber den autoritären Staaten hat sich nicht geändert, sondern gegen Jahreschluß bedauerlich verschärft. Die Ergebnisse der Konferenz von Lima zu beurteilen, ist noch nicht möglich. Einen vollen Erfolg dürfte die Diplomatie der USA. jedoch nicht davongetragen haben. — Im Memelgebiet hat das Abstimmungsergebnis das unerschütterliche Festhalten der memelländischen Bevölkerung an ihrem Volkstum überzeugend dargetan. — Durch Rumänien gingen schwere Erschütterungen, da die rumänische Regierung sich entschlossen hat, mit schärfsten Mitteln gegen die sogenannte „Eiserne Garde“ vorzugehen. Die Wahlen in Jugoslawien brachten einen Erfolg des Kabinetts Stojadinowitsch, das ebenso wie das ungarische Kabinett eine Umbildung erfuhr. — Bemerkenswert ist das Schweigen, das sich über die japanischen Operationen im Fernen Osten ebenso wie über die Kämpfe in Spanien gelegt hat. Aber es ist unmöglich, eine Voraussage zu machen, ob an beiden Punkten die Kämpfe nicht bald wieder hell auflodern oder ob eine andere Lösung gesucht wird und gefunden werden kann. Das neue Jahr beginnt politisch mit keinem guten Aspekt. Die Völker hoffen, daß der weichenden Winterkälte auch eine Erwärmung der zwischenstaatlichen Beziehungen folgen möge.

Lob der Bibel. Unter dem Titel „Das Buch der Christenheit“ ist im Eckart-Verlage, Berlin, dieser Tage ein Sammelwerk erschienen, in dem „deutsche Dichter ihre Ehrfurcht und Dankbarkeit vor dem Buch der Christenheit, der Heiligen Schrift, bezeugen“. Es würde der tathaften Bedeutung eines solchen Unternehmens nicht gemäß sein, wenn man von ihm nur im literarischen Teile und unter literarischen Gesichtspunkten Notiz nehmen würde. Wir möchten es daher an dieser Stelle mit einigen Worten würdigen. Mitarbeiter des Buches sind Rudolf Alexander Schröder, Albrecht Schaeffer, Martin Beheim-Schwarzbach, Ricarda Huch, Jochen Klepper, Otto Brües, Joseph Wittig u. a., wobei wir diese kurze Namensauswahl jedoch nicht als Rangauswahl der Beiträge aufgefaßt wissen möchten. Das Buch stellt gewissermaßen eine Fortsetzung des im gleichen Verlage vor etwa zwei Jahren herausgebrachten und inzwischen in die 4. Auflage geschrittenen Gemeinschaftswerkes „Die Stunde des Christentums“ dar. Nur mit dem Unterschiede, daß dieses Mal weniger der christliche Glaube im ganzen zur Frage steht als das Buch der Christenheit, die Bibel, im besonderen. Außerdem enthält der reichgefügte Stimmenchor des neuen Werkes jedoch hier eine doppelte Frontbildung. Neben den mehr äußeren Krisen, denen die Bibel heute ausgesetzt ist und die darauf hinauslaufen, die Zusammengehörigkeit der Schriften des Alten und des Neuen Testaments einer auf die Nöhte drückenden Belastungsprobe auszusetzen, läuft zur Zeit eine weniger bekannte internere Krise speziell der deutschen Lutherbibel. Der Ausschuß der deutschen Bibelgesellschaften beschloß schon am 21. Juni des Jahres 1921, „eine zeitgemäße Erneuerung der alten Lutherbibel in die Wege zu leiten“, in welcher einerseits der Übertragung eine bessere textkritische Unterlage gegeben werden sollte, als sie Luther besaß, andererseits veraltete und schwer verständliche Teile der Lutherschen Übersetzung durch zeitgemäßes Deutsch ersetzt werden sollen. Man kann nun in dem obigen Werke nicht gerade einen Protest, ein blindes, böotisches Geschrei gegen eine solche inzwischen ihrer Verwirklichung nahe gekommene Korrektur der Lutherbibel, deren Ernst und Verantwortlichkeit gewiß auch von den theologischen Sachwaltern nicht verkannt wird, erblicken, aber doch eine gewichtige und dringende Mahnung zur Vorsicht aus jenem Kreise gebildeter Laienschaft, der andererseits zur künstlerisch-geistigen Seite der Frage sicherlich das intimste Kennerverhältnis besitzt. Es läßt sich zwar kaum bestreiten, daß es ein heute mehr denn je belastender Übelstand ist, wenn wir die Bibel nicht mehr durchgehend in einer einzigen autorisierten deutschen Gestalt lesen können, sondern kollationierend neben der Lutherübersetzung häufig eine moderne zu Rate ziehen müssen. Jede neuere Textgestaltung vermag aber andererseits zwangsläufig nur auf einen geradezu die Tiefe und Kraft des Glaubenslebens gefährdenden Verlust hinauszuweisen, da kein Gremium aus Theologen und Philologen jemals die Sprachgewalt und Sprachschönheit der Lutherübersetzung wird erreichen können. Luther ist nun einmal nicht nur der zeitgebundene Mittler, sondern der bleibende prophetische Gründer unseres deutschen Protestantismus gewesen, dessen Wort in der Bibelübersetzung fast ebenso unantastbar stehengelassen sein will, wie er es seinerseits vom unmittelbaren Wort Gottes forderte. Die Mahnung des unsichtbaren

Kongresses, den das obige Werk sozusagen darstellt, wird daher ihre Adresse hoffentlich nicht verfehlen. Darüber hinaus wünscht man aber vor allem seinem zentralen Sinn ein möglichst weitgehendes Echo. Das Buch der Christenheit wird hier nur mit den reinsten Händen angefaßt. Seine Kluft zu jeder andern „Literatur“ wird von denen gelotet, die gleichsam an ihren Abgrundstrand durch eigene Leistung im Worte getreten sind und die Unterschiede ermessen können. Kurzum: ein Lob der Bibel, das sie sub specie aeternitatis zwar gewiß nicht nötig hat, das in der Enge der Zeitgeschichte aber seinen Platz nahe an jener Grenze findet, wo Worte zu Taten und Bekenntnissen werden.

Der sechzigjährige Carossa. Wenn man seiner gedenkt, steigt immer zuerst die Erinnerung an sein Gesicht auf, viel später erst die an seine Bücher. Man sieht den Menschen vor sich, die großen Züge des Mannes, dessen Augen warm und freundlich über der formsuchenden Welt des Gesichts leuchten. Es ist ein Antlitz, das ein Willen zum Gesicht trägt — Wesensbild eines Menschen, dem es in allem zuletzt um das Leben und seinen Aufstieg geht. Es ist mit dem Bild des Menschen Carossa wie mit seinen Büchern: nicht umsonst wirken sie zuweilen auch wie Glas, wie durchsichtige Bauten vor dem Hintergründigen, dem Dunkel der Mächte. Die liegen hinter allem, beherrschen die Gründe: darüber wächst, vom Willen und Wissen und der Selbstverpflichtung getragen, die Welt des Geklärten, Geformten — das eigentliche Reich des Menschlichen. Nicht umsonst handelt das ganze Werk Carossas von ihm selbst: es ist Rechenschaftsbericht eines Mannes über seine Versuche, mit der Aufgabe des Daseins fertig zu werden — und zugleich Versuch, auch diese Berichte bis an die letzten Grenzen des Möglichen zu steigern. Ein Arzt spricht, der um die Krankheit des Lebens weiß und den Weg der Heilung zeigt, den er selber gegangen ist. Man hat ihn oft neben Stifter gestellt, und sicher verbindet sie nicht nur die verwandte Landschaft: beide brauchen die klare Sicherheit und Gebundenheit ihrer selbstgeschaffenen Welten, um das wirre Dunkel der Gegebenheit ertragen zu können. Etwas von der Ruhe und Klarheit des sterbenden Niels Lyhne ist über der Gestalt Hans Carossas: die Welt beginnt für ihn erst Kunst zu werden, wenn sie überwunden ist. Die gläserne Welt des jungen Büchner ist bei Carossa wiedererstanden: ob er von der Kindheit und ihrer hellen Einsamkeit berichtet, ob er von Dr. Bürger oder vom Arzte Gion erzählt, immer steigt von ferne etwas von der Melancholie der enträtselten Welt auf, die auch über den jungen Jahren Georg Büchners lag. Die Trauer des Wissens ist mit männlicher Hand dem Willen zum Ja trotz allem untergeordnet: das Diesseits allein gibt ebensoviel Geheimnis und Tiefe wie die versunkene Welt jenseits der erhellten Grenzen. Dies Gefühl trägt die wenigen Bücher Hans Carossas: die Geschichte dieses Gefühls lebt in dem klaren, männlichen Gesicht des Dichters — dessen eigentliche Zeit vielleicht erst die jetzt beginnende des reifen Alters werden wird.

Der japanische „Zeitschriftenkönig“ gestorben. In Tokio verstarb im Alter von noch nicht 60 Jahren *Seiji Nomura*. Nachdem schon die Entsendung eines kaiserlichen Sondergesandten an sein Krankenbett eine seltene

Ehrung bedeutet hatte, zeigte die Anwesenheit des Unterrichtsministers, General Araki, sowie zahlreicher führender Männer Japans beim riesigen Beerdigungszuge die große Stellung an, die der Verstorbene im kulturellen Leben Japans eingenommen hat. Seine „Kodansha-Gesellschaft“ gibt heute etwa zwölf verschiedene Zeitschriften heraus. Sie besitzt seit dem großen Erdbeben des Jahres 1923 ein riesiges neues Verlagsgebäude, in dem Redaktion, Verlag, Druck und Versand vereinigt sind. Mancher europäische Zeitschriftenverleger wird vor Neid erblassen, wenn er in der — übrigens auch ins Deutsche überfekten — Selbstbiographie Seiji Nomas liest: „Während zwei oder drei unserer Zeitschriften einen Absatz von mehr als einer halben Million haben, beläuft sich die Auflage fast keiner von ihnen auf weniger als hunderttausend.“ Der so stolz von diesem märchenhaften Aufschwung berichten konnte, begann dereinst als ein bescheidener kleiner Dorfschullehrer, meldete sich kühn auf einen Lehrer-Pionierposten auf den Inseln des Luchu-Archipels zwischen Kiuschu und Formosa, kehrte als Verwaltungsassistent an die Kaiserliche Universität nach Tokio zurück, wo er eine kleine Mitteilungszeitschrift für Hörer zu redigieren hatte, und fand nur mit aller Mühe einen Drucker, als er gegen Bezahlung seine erste eigene Zeitschrift „Y u b e n“ (Veredsamkeit) herausgeben wollte. Freilich war gleich dieser erste Versuch ein bislang in Japan unvorstellbarer Erfolg, der auch Seiji Noma späteren großen Zeitschriften „K i n g“ und „F u j i“ treu blieb. Heute gibt die Kodansha mit die besten Frauen-, Kinder- und Unterhaltungszeitschriften heraus. Vor wenigen Jahren wurde Noma auch Vorsitzender des Verwaltungsrats der großen Tokioter Zeitung „H o c h i“, deren Auflage er im ersten Jahre seines Besitzes mehr als verdoppelte. Aber dieser Mann hat in den ersten Jahren sich nur mühsam von einer zur anderen Nummer geldlich durchhelfen können, stand mehr als einmal vor dem Bankrott und hat nur durch eine seltene Zähigkeit und Gläubigkeit sein Werk durchgehalten. Er darf von sich mit Recht sagen, daß er in dem mächtigen materiellen Aufschwung der Meiji-Ara den geistigen Aufschwung Japans mitgeleitet habe, daß es in der ganzen Welt kein besseres, umfangreicheres und durchgearbeiteteres Zeitschriftenwesen gebe als gerade in Japan. Ja, die Kodan-Kurzgeschichten haben sich eine Sonderstellung überhaupt in der Weltliteratur gesichert. Wenn heute in Japan der „Massenstil“ gepflegt wird, eine Schreibart, die nicht nur einer kleinen Schicht der „gebildeten Minderheit“, sondern dem ganzen Volke verständlich ist, so ist das Nomas Verdienst. Er hat das Lesen buchstäblich demokratisiert, so erzählt Noma selber. Er hat seinen Erfolg dann durch ganze Buchserien ausgeweitet. Er hat in seinen Betrieben eine ganz neue Art der Lehrlingsausbildung im Geistigen wie im Sportlichen eingeführt, die bahnbrechend wirkte. Seiji Noma ist ein Pionier der japanischen Entwicklung zur heutigen Größe, der vielleicht mehr geleistet hat als viele Politiker und Wirtschaftsmänner.

Kolbenheyer 60 Jahre. Fast genau mit Jahresende, am 30. Dezember 1938, ist nun auch Erwin Guido Kolbenheyer ins 60. Lebensjahr eingetreten und hat damit die Schwelle erreicht, von der ab die Öffentlichkeit an den ab-

rundenden Geburtstagen bedeutender Menschen durchgehend teilzunehmen pflegt. Gerade das laufende Jahr hat aber gezeigt, daß eine solche Teilnahme bei Kolbenheyer nunmehr durchaus nicht vernehmlich der Existenz und Person zu gelten braucht, sondern noch die lebendigere, am Zu- oder auch am Widerspruch erregte Teilnahme an der wachsenden Leistung in sich schließen kann. Das Datum seines 60. Geburtstages gewissermaßen ein wenig mit Sachlichkeit beschattend, hat Kolbenheyer erst kurz vorher das Interesse der Öffentlichkeit durch einen jüngsten, zu seinem Hauptbuche des diesjährigen Weihnachtsfestes gewordenen Roman „Das gottgelobte Herz“ wieder einmal kräftig aufgefrischt. Auch hiernach wird es indessen wohl immer noch verfrüht bleiben, vom dichterischen und denkerischen Lebenswerk dieses Mannes selbst in nur tastender Abrundung heute schon zu sprechen, obwohl das bloße Verzeichnis seiner Werke bereits mehrere Seiten einnimmt und die Person des Dichters durch die wesentlichen Ehrenbezeugungen, die das deutsche Volk in solchem Falle zu vergeben hat, insbesondere also durch den Frankfurter Goethe-Preis, gewürdigt wurde. — Kolbenheyer ist aus Budapest gebürtig und kann wohl im weiteren Sinne als ein freilich lange zum Reich gestoßener (und jetzt in Tübingen lebender) Sudetendeutscher bezeichnet werden. Über seine Kunst wie auch über seine allgemeinere Geistesrichtung ist damit aber noch nicht viel ausgesagt und auch nicht, wenn man dieser heute modern gewordenen landsmännischen Etikettierung einige weitere Charakterisierungen durch literaturkundliche Begriffsschemata hinzufügt. Es liegt gewiß etwas urwüchsig Deutsches, das wiederum besser von außen her mit dem Fremdwort teutonisch getroffen wird, im leiblichen wie im geistigen Gesicht dieses Dichters; etwas stark Männliches sowohl wie etwas dämonisch Quälerisches, eine dichte Fleischlichkeit verbunden mit glühendem Mystizismus. Denen, die nur mit gut entwickelter Epidermis ausgestattet sind — man denke an seinen dramatischen Austritt aus der weimardeutschen Dichtera Akademie — mag daher seine Kraft und Intransigenz barbarisch vorkommen, barbarisch jedoch in jenem ehrenden Sinne, in dem auch die Gotik einmal so bezeichnet wurde. Umfang und Artung seines Lebenswerkes rufen in der Tat Vergleiche mit den Leistungskräften einer früheren und kruderen Epoche unserer Volksgeschichte herauf, an deren Belebung und Neuwertung wiederum Kolbenheyer als Verfasser der bedeutendsten historischen Romane unserer Zeit ein Hauptverdienst besitzt. Nicht umsonst zieht es ihn ja bereits stofflich bis zu seinem letzten Werke immer nur tiefer in die Welt des Mittelalters hinein, jedoch im Gegensatz zu den Romantikern mit einem durchaus protestantischen und insofern wiederum stärker modernen Interesse, indem er auch im eigenen Innern weniger die Totalität einer objektiven Weltordnung und Weltanschauung am Vorbilde des Mittelalters als die Richtung auf den ewig lebendigen Kern gesteigerter Subjektivität sucht. Die schillernden Existenzen der Paracelsus, Böhme, Giordano Bruno, Eckehart sind deshalb bei ihm nicht nur die Themata eines hauptsächlich historischen Gestaltungstriebes, sondern auch die Faszinationszentren seiner eigenen Bildung. Man hat sich gelegentlich und mit Recht gewundert, daß ein Dichter mit so entschieden geistigem Profil als Denker (insbesondere in seinem theoretischen Buche „Die Bauhütte“) gewissermaßen mehr im Fleische

stehen geblieben ist und mit seinen Philosophemen eher in den Umkreis moderner Geistwidersacher hineingehört. Der Widerspruch besteht jedoch nur an der Peripherie, da eine mystische Geistesrichtung, gehe sie nun wie bei Kolbenheyer den weiten mittelbaren Weg über das Nachleben geistesgeschichtlicher Existenzen oder wie in ihren unmittelbaren Vertretern den königlichen Weg nur durch die Tiefe des eigenen Herzens, immer eine sinnennähere Gestalt des Gedankens als die der reinen Philosophie suchen wird. Es bleibt aber auch bei dieser Seite des Kolbenheyerschen Lebenswerkes, das sich außerdem ja noch über den dramatischen und lyrischen Bereich erstreckt, immer wieder die nur von der Ganzheit der Leistungen her zu würdigende Intensität eines „in abertausend Stunden Schaffensqual“ ergreifend ringenden Menschenlebens, dessen über die Zeit hinwegragende Größe und Geltung heute unbestritten sind.

Luther und die Juden. In scharfem Gegensatz zu seiner 1523 veröffentlichten Schrift „Daß Christus ein geborener Jude sei“, in der Luther aus der Hoffnung auf eine große Judenbekehrung sie sehr freundlich ansprach, zeigte er in seiner Altersschrift vom Jahre 1543 „Von den Juden und ihren Tü g e n“ ihnen gegenüber die gleiche harte Erbarmungslosigkeit wie gegen die aufständischen Bauern. Der thüringische Landesbischof Martin Sasse hat nun im Sturmhut-Verlag in Freiburg eine Broschüre erscheinen lassen: „Martin Luther über die Juden: Weg mit ihnen!“, in der aus dieser Schrift und aus Luthers kleineren Schriften Abschnitte abgedruckt sind. Zum Eingang schreibt der Landesbischof: „Am 10. November 1938, an Luthers Geburtstag, brennen in Deutschland die Synagogen. Vom deutschen Volke wird zur Sühne für die Ermordung des Gesandtschaftsrates vom Rath durch Judenhand die Macht der Juden auf wirtschaftlichem Gebiet im neuen Deutschland endgültig gebrochen und damit der gottgesegnete Kampf des Führers zur völligen Befreiung unseres Volkes gekrönt. Der Weltkatholizismus und der Oxford-Weltprotestantismus erheben zusammen mit den westlichen Demokratien ihre Stimmen als Judenschuhherren gegen die Judengegnerschaft des Dritten Reiches. In dieser Stunde muß die Stimme des Mannes gehört werden, der als der Deutschen Prophet im 16. Jahrhundert aus Unkenntnis einst als Freund der Juden begann, der, getrieben von seinem Gewissen, getrieben von den Erfahrungen und der Wirklichkeit, der größte Antisemit seiner Zeit geworden ist, der Warner seines Volkes wider die Juden. . . . Seine Stimme ist auch heute noch gewaltiger als das armselige Wort gottferner und volksfremder internationaler Judengenossen und Schriftgelehrter, die nichts mehr wissen von Luthers Werk und Willen.“

Die Fischer von Lissau

Roman

(3. Fortsetzung)

5.

Von dem Tage an, da Geys schönes großes Boot in der Bucht eingelaufen war, hatte sich der Leute von Lissau eine sonderbare Unruhe bemächtigt. Sie hatten damals nicht geglaubt, daß Gey mit seinem Besuch bei dem Baron auch nur das Geringste erreichen werde, deshalb waren sie um so erstaunter, als sie ihn nachher sein Haus bauen sahen, ein Haus, wie hier unten niemals eines gestanden hatte, mit Kartoffelkeller, großer Stube, Küche und zwei Kammern, vor allem aber mit einem richtigen Schornstein, desgleichen sie sonst nur im Aressauer Schloß gesehen hatten oder allenfalls noch in der Försterei Elchkrug. Aber nicht genug damit, daß der Baron selbst das Land zugeteilt und seinen Maurer zur Hilfe geschickt hatte, nein, selbst die Frau Baronin, die bis dahin noch überhaupt keiner von den Lissauern je zu Gesicht bekommen hatte, war plötzlich in ihrem Rollstuhl unten an der Bucht erschienen, um das Haus wachsen zu sehen; freundlich hatte sie hierauf auch in die anderen Fischerkaten geblickt und mit Tränen in den gar zu tief umschatteten Augen etwas von besseren Zeiten gesagt, die nun bald für alle anbrechen würden. Dieses Wort der kranken Baronin — ach, was nützte ihr all ihr Reichthum und Stand, da sie nicht einmal gehen konnte! — hatte die Leute von Lissau tief bewegt und aufgewühlt. Warum denn auf einmal sollte hier alles anders, besser werden? Sie hatten noch immer kein Land. Sie hatten noch immer keine richtigen Reittelkähne, sondern nach wie vor nur ihre armseligen, halbverfaulten Ruderboote, mit denen sie wenig genug fingen. Wenn sie aber wirklich einmal ein paar Fische an den Angeln oder im Garn hatten, so fehlte es an Pferden, um den Fang genügend weit über Land zu fahren und zu guten Preisen zu verkaufen.

Immerhin, das Wort von den besseren Zeiten war einmal gesprochen, und es kam ja nicht von irgendwem, sondern von der jungen Herrin selbst. Außerdem aber hatte die Baronin noch auf Geys Haus gedeutet und dazu etwas Unverständliches von Zeichen und Beispiel gesagt, so fragten sich nun die Lissauer nur um so erstaunter, was sich wohl in jener Nacht, da Gey so lange auf dem Schloß geblieben war, zwischen ihm und den Herrschaften zugetragen haben mochte. Sie fragten Kalinig, den Maurer; der ließ seinen Adamsapfel ein paarmal auf und nieder hüpfen, streckte erst die rechte, dann die linke Hand feierlich zum Himmel empor und begann hierauf mit lauter Stimme: „Wo der Herr nicht das Haus baut, da arbeiten umsonst, die daran bauen.“ — Aber wenn nun dieser Spruch des Maurers auch nicht aus der Tiefe seiner Weisheit und göttlichen Erkenntnis, sondern nur aus seinem umnebelten Schnapsgehirn aufgestiegen war, so wurden die Lissauer dadurch doch wiederum in ihrer Vermutung bestärkt, daß dieser Gey

nicht von ungefähr gerade zu ihnen nach Lissau herübergeschwemmt worden sei, sondern daß alles, was er hier begonnen habe, auf geheimnisvolle Weise von höheren Mächten welcher Art auch immer begünstigt und vorangetrieben werde, er selbst aber ein Mann sei, den man, wenn nicht ehrfurchtsvoll bestaunen, so doch ein wenig fürchten müsse. Hatte er doch selbst dem tollten Szameit so viel Achtung einzusflößen verstanden, daß jener — ob er auch immer noch sich seines siegreich bestandenen Kampfes im Hause Perbandts rühmte — stets rasch sein prahlerisches Gehabe ablegte, sobald Gey in die Nähe kam. Sogar das Aufgebot für Mine Zoch und sich hatte er bestellt, warum auf einmal wollte er jetzt das Mädchen ehrlich machen?

Ja wahrlich, ein neues besseres Leben hatte in Lissau begonnen, mochte es gleich allen noch genau so schlecht gehen wie früher. Sie hatten „ein Zeichen und Beispiel“, wie die Baronin unter Tränen gesagt hatte; sie hatten ein Unterpfand des kommenden Glücks in diesem neuen Hause, das da unter ihnen aufwuchs, jeden Tag ein Stück höher, und fast war es jetzt schon ihrer aller Haus, so wie ja auch die neue große Sieke unten in der Bucht auf einmal zu den Lissauer Booten gehörte und sie alle stolz und neidisch machte. Und wenn Bernhard Gey selbst auch Abend für Abend mit so finstern Gesicht und zornig glühenden oder auch hilflosen, ja angstvollen Augen in den kahlen Mauern seines Hauses herumstand, als müsse er es bewachen und jeden streng fortweisen, der sich dieses noch unvollendeten Werkes neugierig erfreute, so stand das Haus selbst doch allezeit stattlich und weithin sichtbar vor ihren Augen, genau dort, wo sich der Weg in sanftem Bogen zum Schloß von Aressau hinanzuheben begann, und jetzt ragte auch schon das Dachgebälk, die friedliche Neigung des Daches vorzeichnend, rein und weiß über den roten Mauern auf. Prodiens und Lohses Töchter hatten einen starken Kranz aus Laub, Blumen und leuchtenden Bändern gewunden, der hing nun oben am Giebel zum Zeichen der Freude, währenddem nicht weit vom Hause entfernt schon der Grund zu Stall und Scheune gelegt war.

Viele hatten, als sie den Kranz über den Dachbalken schweben sahen, darauf gehofft, es werde nun ein Nichtfest mit Tanzen und Trinken gefeiert werden; denn wie lange, ach wie lange schon hatten sie hier kein Fest mehr erlebt an der Bucht! Aber Gey sagte nichts davon, er begann schon sein Dach mit Schilf zu decken, und sein Gesicht blieb finster wie bisher. Als das Dach halb gedeckt war, machte er sich ein einfaches Lager in der einen Kammer seines Hauses und schlief so unter seinem eigenen halbfertigen Dach; die Nächte waren jetzt so warm und schwül, man konnte getrost selbst im Freien schlafen. Dem Maurer ging es nicht in den Sinn, daß er kein Nichtfest mit Tanzen und Trinken haben sollte. Er beschwerte sich beim Baron, der schickte tags darauf ein Fäßchen Bier nach der Bucht herab und ließ durch Kalinig die Leute einladen. Dies war nun wohl gegen Geys Willen und Gesinnung, aber was nunkte es ihm, er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. So half er dem Maurer zwar nicht dabei, Tische und Bänke in der großen Stube aufzustellen, aber er wehrte ihm auch nicht; und als die Lissauer sich an diesem Sonntagnachmittag dreister seinem Hause näherten,

da wies er sie nicht fort wie sonst, sondern lud sie sogar mit kargen Worten ein, seine Gäste zu sein.

Nicht alle kamen, und es kamen anfangs auch nur die Männer. Die Frauen zeigten sich erst später und blieben wie angewachsen vor dem Hause stehen, um der Harmonika zu lauschen, der Kalinig mehr schlecht als recht allerlei zornig-dunkle, klagende Weisen entriß. Erst als es dämmerte und die Männer drinnen schon lauter zu reden begannen, als auch wohl dieser oder jener schon mit dem Glas in der Hand an eines der leeren Fenster trat, seine Frau rief und ihr zu trinken gab, erst von da ab regten sich auch die Weiber draußen ein wenig, erwachten aus ihrer Erstarrung, sprachen miteinander, lachten, und von Zeit zu Zeit packte es eine, daß sie wie unbewußt die Schar der andern verließ und mit übermütigen Schritten, den Rock geschürzt, auf die Tür zutanzte. Die meisten, denen es so geschah, blieben danach vor der Schwelle stehen, wandten sich freischend um und kehrten, die Hände vors Gesicht geschlagen, langsam wieder zu den andern zurück. Andere aber machten auch vor der Schwelle nicht halt, sondern tanzten mit noch übermütigeren Schritten ins Haus hinein und wurden drinnen lachend empfangen. Gey aber war auch jetzt nicht fröhlich. Er saß in der Mitte der einen Tischbreite in sparsamer Unterhaltung mit Probien und Freudenreich, die jedes seiner Worte so ernst und gehorsam aufnahmen, daß sie dem ganzen übrigen Lärm wie entrückt schienen. Oswald Perbandt saß mit Anna Gey am Ende des zweiten Tisches; er blickte wachsam umher, immer wieder wanderte sein Blick von der Tür zu Gey und von Gey zur Tür hin. Je tiefer mit dem Abend das Dunkel im Raume sank, um so schärfer hob sich der Ernst dieser beiden Männer gegen die zunehmende Wildheit und Unflätigkeit der meisten anderen Lissauer ab. Etwas Unheilvolles, Unheimliches lag in der Luft, wenn auch vielleicht niemand außer Gey und Perbandt es vorerst spürte.

Als der Lärm der Stimmen aufs Höchste gestiegen war, erschienen an der Stätte des „Festes“ plötzlich auch der Baron und die Baronin, letztere wiederum von Lina Matheit in ihrem Rollstuhl geschoben. Die Herrschaft hatte ja das Bier geschenkt, und wenn es auch nicht ganz ausreichte, um die Lissauer sich so betrinken zu lassen, wie sie es liebten, so hatte der Baron doch immerhin etwas getan, woran die früheren Herren auf Arissau niemals auch nur im Traume gedacht hatten; ganz abgesehen davon, daß er von seinem eigenen Grund und Boden aus reiner Gefälligkeit etwas abgegeben hatte, statt wie seine Vorgänger den Fischern nur den ihrigen noch abzugaunern. Was jedoch auch immer den Baron zu diesem Besuch bei den Lissauer Fischern veranlaßt haben mochte, ob er vielleicht seiner Frau beweisen wollte, daß er es sehr wohl „mit den Leuten verstünde“, ob er gewissen anderen Leuten Eindruck machen wollte und also nur seine eigene Ehre suchte oder ob er es wirklich gut mit den Fischern meinte, der spätere Verlauf dieses Besuches gab ihm in jedem Falle Anlaß genug, seinen Entschluß kläglich zu bereuen und zu verwünschen.

Denn anfangs zwar, als er mit der Baronin eintrat, hatten sich sogleich alle Männer und Frauen an den Tischen ehrerbietig erhoben, und Gey war dem Herrn sogar entgegengegangen und hatte ihm für seine Freundlichkeit und für die Ehre

dieses Besuches gedankt; dann aber, kaum daß er eine kurze Weile neben der Baronin am Tisch gegessen hatte, erhob sich der Lärm der Stimmen alsbald wieder wie zuvor. Einzelne machten laute Bemerkungen darüber, daß das Bier im Begriff sei, auszugehen; andere wieder riefen Vina Matheit, die hinter der Baronin stand, um sie im Rücken zu stützen, mit sich überschlagender Stimme zu, sie solle zu ihnen kommen und trinken, ein Restchen Bier sei noch im Glase, und es sei auch ohnedies schön für eine junge Marzell, so warm zwischen lauter Männern zu sitzen. Vina zwar schien dies weder zu hören noch auf sich zu beziehen, sie hielt sich steif und vornehm hinter der Baronin, als sei sie ihre Schwester und nicht ihre Magd; da aber fingen die, die sie kannten, auf ihren Vater, den verstorbenen Fischmeister, zu sticheln an ...

Die Baronin war bei alledem sehr blaß geworden, noch blässer als gewöhnlich, sei es nun vor Aufregung oder infolge des fast unerträglichen Lärms und Dunstes um sie her. Sie versuchte freundlich mit den ihr zunächst Sitzenden zu sprechen, bekam jedoch nur törichte oder übertriebene Antworten zu hören, da verstummte sie gequält. Nicht besser erging es dem Baron selbst, der zu Anfang die neben ihm sitzenden Männer durch zahlreiche Fragen aus ihrer Blödigkeit aufwecken mußte, sich aber bald vor der gegen ihn anbrandenden Flut von lange zurückgestauter Bitternis, von Gemeinheit und trüber Qual nicht mehr zu retten wußte. Denn nun die Männer einmal einen von denen in den Fingern hatten, denen sie mit einem Schein von Recht die Schuld an all ihrem Unglück geben konnten, erbrachen sie gleich alles, was in ihren Seelen schon von den Vätern her grimmte. Und als sie erbrochen hatten, wurden sie leicht und lustig und wollten dem Herrn auf ihre Weise guttun, also daß sie begannen, ihre Lieder zu singen und Geschichten zu erzählen von unglücklichen Fahrten auf dem Haff, von Frauen, die geschickt ihre Männer betrogen, und von Zauberern, die um Mitternacht ihre Feinde mit Sprüchen vom Leben zum Tode brachten. Also gib fein acht, Geh, gib acht, laß dir keinen argen Fluch ins neue Haus schicken! Denn Böse und Zauberer gibt es genug überall im Samland!

Dann entstand auf einmal eine lähmende, furchtsame Stille, in die hinein der Baron ein paar töricht klingende Worte schnarrte, des Inhalts etwa, daß er gekommen sei, um den Fischern zu sagen, daß er ihr Freund und Helfer sei und das früher an ihnen begangene Unrecht nach Kräften wieder gutmachen wolle, wenn schon er nicht ihr Herr im eigentlichen Sinne, sondern nur der Nachbar und Baron von Aressau sei. Fast niemand hörte diese Worte oder begriff ihren Sinn, alle standen plötzlich im Banne eines näherkommenden dunklen Geschehens. Einer fragte halblaut: „Was ist? Was sagt er?“ obwohl er nur drei Plätze von dem Baron entfernt saß.

Ausgerechnet jetzt hielt der Maurer es für an der Zeit, das „Fest“, das ja allein auf sein Betreiben zustande gekommen war, durch den Vortrag eines Gedichtes zu krönen, das er auf seiner langen Wanderschaft gelernt hatte. Er erhob sich also von seinem Platz am Tisch, schwankte ein paarmal hin und her wie ein aufgeweichter Kornhalm im Winde und erklärte mit betrunken lallender Stimme, er werde nun, um dem langweiligen „Fest“ endlich den gebührenden Schwung zu geben, ein

Gedicht vortragen, über das ein jeder der Gäste kräftig lachen müsse, weil es nämlich sehr lustig sei.

Nun hatte zwar ein großer Teil der Männer und Frauen an den Tischen sofort zu lachen begonnen, als der betrunkene Maurer seine Storchengestalt unter Schwanken und Schütteln hochreckte und mit vielen wilden Schwurgebärden und unter lustigem Hüpfen seines Adamsapfels seine verworrene Rede daherlallte. Als er jedoch wirklich das angekündigte „Gedicht“ aufzusagen begann, das die Verführung eines Mädchens zum Gegenstand hatte und auf zweideutige, gemeine Weise mit den Reimen spielte, da hörte das Lachen auf, und alle wurden merkwürdig still. Die Baronin war gleich bei Beginn zusammengezuckt und senkte errötend den Kopf; der Baron sah den Maurer wütend an und machte ihm ein Zeichen, daß er aufhören solle, doch Kalinig achtete nicht darauf. Plötzlich aber erhob sich Gey, zornrot im Gesicht, den Kopf leicht gesenkt, als wage er den Blick vor Scham nicht zu erheben, und mit anfangs heiserer, gedeckter Stimme, zuletzt, als der Maurer nicht auf ihn hörte, laut brüllend, befahl er dem Manne, sich sofort wieder hinzusetzen und zu schweigen. Als der Maurer immer noch nicht hörte, sondern vergnügt weiterlallte, trat Gey aus der Bank heraus, ging um seinen Tisch herum und dem Ausgange zu, in dessen Nähe Kalinig seinen Platz am Tisch hatte.

In diesem Augenblick jedoch traten zwei Gäste ein, mit deren Erscheinen niemand gerechnet hatte, und deren Hereintreten darum sofort jegliche Bewegung im Raume, selbst die des zornentbrannten Gey, erstarren ließ — Szameit und Mine Zoch. Das Mädchen schien dem Manne nur widerwillig zu folgen, es hatte das Gesicht abgewandt und ließ sich an der Hand ziehen; Szameit selbst aber trat breit und vergnügt über die Schwelle, als sei er der wichtigste der Gäste, der, auf den alle nur noch gewartet hätten, um mit Freude und Frohsinn wahrhaft zu beginnen. Er tat, als sähe er den Baron und die Baronin nicht, schlug dem verblüfft glockenden Maurer auf die Schulter, daß er schlingernd untertauchte, und rief dann laut über die sich unwillkürlich duckenden Köpfe der ihm zunächst Sitzenden hinweg: „Ei, wer kommt jetzt — das ist Herr und Frau Szameit, seht mal an! Sie kommen spät, aber sie sind da. Jawohl, liebe Nachbarn, keiner hat sie gebeten, aber sie sind doch gekommen, denn wo es zu trinken gibt, da sind immer noch alle geladen — das ganze Dorf!“ brüllte er herausfordernd und sah Gey an, der mit eigentümlich verzerrtem, zuckendem Gesicht nahe vor ihm stand. Alles hielt den Atem an. Der Baron griff sich aufgeregt an den Kragen, räusperte sich lehmig, faßte mit dem rechten Arm seine zitternde Frau um die Schultern, warf Gey einen wilden, herrischen Blick zu; aber ebensowenig wie zuvor bei der Rede des Maurers fand der schwache, hochmütige Mann auch jetzt die Kraft, selbst redend oder handelnd in das Geschehen einzugreifen, über dem jetzt allerdings viel spürbarer denn vorher der Hauch des Unheimlichen und Unheilvollen lag. Die Fischer in Gey's Ecke begannen aufgeregt zu murmeln; sie alle wußten ja, mit welcher verächtlichen und haßerfüllten Reden Szameit sich über seine beiden Feinde im Dorf ausgelassen hatte. Einer rief ihm zu: „Was hast denn du hier verloren, so ein großkögiger Hund! Mach, daß du wieder hinauskommst mit samt deiner Zoch!“

Aber so leicht ließ Szameit sich nicht abweisen, im Gegenteil, dies war gerade

die Weise, die er erwartet hatte und in der er selbst ein Meister war. So tat er, als kenne er den Namen Zoch in seiner schimpflichen Bedeutung gar nicht, sondern antwortete nur unschuldsvoll, jawohl, Zoch heiße die seinige bis zum heutigen Tage, bald aber werde sie Szameit heißen, ob dies nun allen auf diesem Feste Versammelten angenehm zu hören sei oder nicht. Hier wollten sich wieder neue Stimmen erheben, um in Gegenwart des Barons und der versammelten Dorfleute mit Szameit anderer Dinge wegen abzurechnen. Doch gleich darauf verstummte auch all dies, weil auf einmal etwas gänzlich Unerwartetes geschah.

Gey nämlich hatte während der beschriebenen Vorgänge immer noch ganz still vor Szameit gestanden und vor sich hingestarrt, als denke er angestrengt nach. Da hatte sich auf einmal Oswald Perbandt an seinem Tisch drüben erhoben und hatte den Freund eindringlich angesehen, als müsse er ihn an etwas Vergessenes erinnern. Gey nahm den Blick auf, und plötzlich trat er zu Szameit und Mine Zoch heran, sagte mit ruhiger Stimme: „Es ist wahr, das ganze Dorf ist gebeten, kommt, seht euch!“ und führte die zwei, die das gänzlich Unvermutete mit betroffenen Gesichtern willenlos an sich geschehen ließen, zu seinem eigenen Platz hin. Er selbst blieb stehen, nachdenklich immer noch, als warte er auf etwas; dann ging er zu Perbandt, flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf dieser nickte und den Kopf nicht wieder aufhob.

Dies alles war, wie gesagt, so unerwartet gekommen, daß die Männer und Frauen im Raume, die Herrschaften vom Gut nicht ausgenommen, eine ganze Zeit seltsam still blieben, doch nicht mehr starr und bedrückt wie zuvor, sondern eher erstaunt und in aufatmendem Hören auf das, was nun kommen würde. Szameit selbst hatte jetzt seine Fassung gänzlich verloren. Zunächst glaubte er, daß Gey ihn nur narren wolle und daß er die ihm widerfahrene Freundlichkeit als eitel Spott und Verhöhnung verstehen müsse. Aber als er schon aufbrausen wollte, um auf diese Weise — und sei es durch eine Schlägerei — sich als der zu zeigen, mit dem man keinen Spott treiben durfte, da geschah das noch Unfasslichere: Oswald Perbandt stand auf, füllte zwei Gläser mit dem Rest des Bieres und stellte sie wortlos vor Mine Zoch und Szameit hin. Das Mädchen begann zu weinen, Szameit aber warf Perbandt einen scheuen, fast furchtsamen Blick zu, schüttelte den Kopf, lachte trocken auf und wußte nichts Besseres, als sein Glas zu ergreifen und es in einem Zuge auszutrinken. Aber hiernach wußte er immer noch nichts Rechtes mit sich anzufangen. Er schüttelte wieder den Kopf, fluchte leise vor sich hin, rief einen in diesem Augenblick höchst töricht klingenden Gruß nach dem Baron hinüber, ja er nahm sogar die Mühe ab und legte sie vor sich auf den Tisch, wie alle anderen auch getan hatten, aber seine Unsicherheit wuchs bei alledem, so daß er zuletzt wild nach Mines Glas griff und es — immer unter den erstaunten, eindringenden Blicken aller Männer und Frauen im Raum — ebenfalls leerte.

Diese lastenden und brennenden Blicke der Nachbarn hätte Szameit wohl nicht viel länger mehr auszuhalten vermocht, und es war nicht abzusehen, was er getan hätte, um sich ihrer zu entledigen. Indessen stand jetzt der Baron mit einem übertriebenen Ruck von der Bank auf und bedeutete seiner Frau durch Gebärden, daß er sofort zu gehen wünsche. Er hatte einen zornig hilflosen Ausdruck im Gesicht und

gab, als seine Frau ihn bittend ansah, als wolle sie eben jetzt noch ein wenig bleiben, Lina einfach ein Zeichen, daß sie ihm helfen solle, die Baronin in den Rollstuhl zu heben. Die Baronin lächelte Gey und Perbandt zu, sie hob sogar ein wenig die Hand hoch, um den Männern und Frauen im Raume ein Lebewohl zuzuwinken, aber es war alles nichts Deutliches. Weder sie noch der Baron noch Lina, die bis zuletzt mit offenem Munde gestarrt hatte, sagten beim Hinausgehen ein Wort...

Danach aber, als die Guts herrschaft so sang- und klanglos abgezogen war, wollte keine rechte Fröhlichkeit mehr aufkommen, geschweige denn, daß auch nur einer ans Tanzen dachte. Die meisten beschuldigten den Maurer, er habe alles verdorben mit seinem unflätigen Gedicht, andere schimpften auf Szameit, indem sie ihm sein freches und unehrerbietiges Verhalten der Herrschaft gegenüber vorwarfen; allein all dies geschah ohne rechten Sinn und Verstand und war mehr einem traurigen Knurren denn klarer vernünftiger Rede ähnlich. Szameit selbst war immer noch wie vors Maul geschlagen, er tätschelte Mine Zoch auf den Rücken und gab ihr ein paar plumpe Zärtlichkeiten zu schmecken; bei den Vorwürfen der anderen lachte er spöttisch auf, aber er war doch merkwürdig aus seinem Geleise geworfen, und es dauerte gar nicht lange, so stand er auf, schob die beiden Trinkgläser von sich fort und verließ, Mine Zoch wieder hinter sich herziehend, mit rotem wütendem Gesicht den Raum.

Hierauf bröckelte auch die übrige Gesellschaft rasch auseinander. Aber viele von denen, die nun gingen, gaben Gey und Perbandt die Hand und sagten etwas von Dank und Nachbarschaft. Manche senkten dabei den Blick, als schämten sie sich oder wunderten sich über etwas, das ihnen wider alle Erwartung widerfahren war. Zuletzt gingen auch Oswald Perbandt und Anna Gey fort, um die Angeln, die sie mittags besteckt hatten, aufs Wasser zu bringen. Aber Bernhard gab ihnen kein gutes Wort mit, er hatte bereits begonnen, die lose auf Pfähle genagelten Bretter, die als Fische und Bänke dienten, mit seiner Zimmermannsart aus den Nägeln herauszuschlagen. Was sich nicht fügen wollte, zertrümmerte er ungeduldig, und so hatte er binnen kurzem alles, was an das Soeben beendete „Fest“ erinnerte, aus dem Zimmer herausgeschafft. Er ging in die Kammer zu seinem Lager und ruhte ein wenig. Nach einer Zeit aber kehrte er wieder in den großen Raum zurück und sah sich drohend darin um, als wolle er auch das Letzte noch versagen, was von den vergangenen Stunden etwa zurückgeblieben wäre. Später trat er vor die Türe und starrte ernst nach der Bucht hinab, schüttelte den Kopf, kehrte in die Kammer zurück und legte sich in Kleidern auf sein Lager nieder. Draußen summten die Mücken ein hohes bössartiges Summen, und die Frösche begannen ihr Quarren, als hätten sie nur bis zu dem Augenblick gewartet, da ein Mensch Ruhe suchte; ganz nahe schrie ein Rauz in durchdringenden Geister tönen; die Sprosser sangen nicht mehr, ihre rasche Zeit war schon vorbei. Die Nacht war hell, eine richtige Mittsommernacht, wie sie am Haff sind.

Nach einer Zeit begann der Mann laut vor sich hinzusprechen, bald langsam und nachdenklich, bald in abgerissenen wilden Wortseken; und er hörte damit erst auf, als vor dem Hause Schritte vernehmlich wurden, schwere und leichte. Horchend richtete er sich auf, denn durch die leeren Fenster herein drangen auch Stimmen.

Ist das nicht Lina? dachte er. Da sprachen sie schon in dem großen dunklen Raum nebenan, das Mädchen rief leise: „Gey? — Gey? Ist Er noch hier?“

„Ja“, antwortete er und setzte sich auf den Bettrand. „Ich habe schon gelegen.“

„Wir suchen den Maurer“, sagte Lina. — Und der Gutsmann, der mit ihr zusammen den Kopf zur Kammertür hereinsteckte, fügte hinzu: „Der Baron läßt es sich nicht gefallen. Er wird es ihm schon zeigen. So ein Schandmaul von Maurer!“

„So kommt doch herein, erzählt!“ brummte Gey. „Was ist mit ihm?“ — Aber der Mann vom Gut brummte zurück, daß sein Auftrag nicht dahin gehe, mit Gey die Zeit zu verschwägen, sondern Kalinig vor den Baron zu bringen, denn der Baron sei wie aus dem Häuschen. — „Was ist er?“ fragte Gey geistesabwesend. — „Sehr zornig ist er“, antwortete Lina, die allein noch bei der Türöffnung stand, die Hand schon erhoben, um den vorgehängten Sack zurückzuschlagen und wieder fortzugehen.

„Auf wen ist er zornig, nur auf den Maurer oder auch auf mich?“ fragte Gey.

„Auf alle. Er sagt, ihr hättet ihm keine Achtung erwiesen, wo er doch der Herr wäre und euch das Bier geschenkt hat. Die Baronin hat geredet und geredet, daß man doch dir und dem andern, Perbandt, keine Schuld geben könne. Ihr hättet gehandelt, wie man es selten fände unter einfachen Menschen. Aber er ist wie von Sinnen und will den Maurer mit Schimpf und Schande fortjagen.“

„Weiß die Baronin, was zwischen Szameit und mir war?“ fragte Gey weiter.

„Ja“, antwortete sie leise. „Ich hörte es von den Frauen aus dem Dorf. Du hast deinem Freunde beigestanden und kamst dabei zu Schaden.“

„Ich fragte nicht nach dir, ich fragte nach der Baronin — ob sie es weiß.“

„Sie weiß es von mir.“

„Aha.“ — Er fing wieder an, unruhig aus einer Ecke in die andere zu starren. Lina stand noch immer an der Tür, plötzlich sagte sie: „Dich kann man wahrhaftigen Gott nicht verstehen, dich und Perbandt. Die Baronin sagt auch . . .“

„Was sagt die Baronin? — Herrgott, komm doch her, setz dich da auf die Kiste, was stehst du immer an der Tür herum?“

„Sie sagt, du hättest wohl selbst nicht gewußt, warum du das tatest.“

„Natürlich nicht. Das weiß kein Mensch, warum er etwas tut.“

„Und doch war es das einzig Richtige, um dem Szameit sein großes Maul zu stopfen“, sagte sie schnell.

„Ach, das nützt mir alles nichts“, murmelte er, legte sein Gesicht in die Hände und stützte die Ellenbogen auf die Knie. — „Es nützt mir nichts.“

„Warum nicht?“ erwiderte sie eifrig. „Alle haben gesehen, wie du Böses mit Gutem vergolten hast. Was wäre sonst wohl geschehen. Die Baronin sagt, sie hätte den Tod davon haben können, wenn ihr euch geschlagen hättet.“

„Den Tod? Ei sieh doch an, die Frau Baronin!“ höhnte Gey, aber es war wie ein Stöhnen, was hinter seinen Händen hervorbrang. Erst da kam das Mädchen von der Türe herbei, setzte sich auf die Kiste neben des Mannes Lagerstatt und fragte leise: „Was ist denn? Gey? Ist es wegen des Traumes?“

Er hob rasch den Kopf aus den Händen und fuhr sie an: „Was weißt du von meinem Traum!“

„Nichts“, antwortete sie erschrocken. „Der Baron sagte nur, du hättest einen neuen Traum geträumt. Aber er kannte ihn nicht, er lachte nur darüber.“

„So? Er lachte? — Was hast denn du überhaupt mit dem Baron zu schaffen, daß er dir alles erzählen muß?“

„Er ist hinter mir her“, flüsterte sie.

Da sah Gey ihr noch näher in die Augen und begann schwer zu atmen, als drückte ihn ein Alp im Schlaf: „Was sagst du, er ist hinter dir her? So lauf ihm doch davon! Dienst du der Baronin oder ihm, was?“

„Ach, es macht nichts“, sagte sie laut und ruhig. „Er hat mir ja noch nichts Schlimmes getan.“

„Nein, noch nicht?“ stieß er fast flüsternd hervor. „Das ist gut, Lina, Gott sei Dank dafür!“ — Und er griff sie bei den Schultern, als wolle er sie beschützen.

Sie wehrte ihm nicht. Nach einer Zeit sagte sie wieder: „Wie war das mit dem Traum, Gey? Vielleicht kann ich es doch verstehen?“

Er ließ sie wieder los und murmelte dicht vor ihrem Gesicht: „Ach du, was kannst du schon verstehen! Du bist so jung, du kennst noch nichts, nichts!“

„Glaubst du? Aber ich will es trotzdem wissen“, sagte sie fest. „Ich kann es sicher verstehen. Im Unterricht beim Pfarrer war ich immer die Beste.“

„Das wird dir wenig nützen“, murmelte er fort. — „Aber dein Herz, dein Herz ist so stark.“

„Was es nun auch sein mag“, antwortete sie ruhig. „Erzähl mir den Traum, Gey.“

Da starrte er verzweifelt zu Boden und erzählte seinen Traum, als habe er ihn sich schon hundertmal vorgesagt und wisse ihn darum von vorn bis hinten auswendig. Er erzählte, er sei vom Haff gekommen und habe in der Hand eine brennende Flamme getragen wie einen Stab, die leuchtete hoch und weit in die Nacht hinaus, heller als ein Stern. Und so sei er an Land gestiegen zu den dunklen Häusern hinan, das waren die Häuser von Lissau, Perbandts Haus, Balduhns Haus, Probiens Haus und alle die anderen, er habe sie im Traum schon alle genau gekannt. Und als er durch das dunkle Dorf ging, da seien einige vor die Türen gekommen, auf die fiel das Licht von seiner Hand, andere aber seien im Schlaf in ihren Katen geblieben. Und als er durchs ganze Dorf gelaufen war, habe ein Mann vor ihm gestanden und ihm befohlen: „Komm mit!“ — Und der Mann habe ihn auf den Hügel am Haff geführt, den die Lissauer den Schloßberg nannten, und als er ganz oben gestanden und in der Tiefe das Wasser unter sich gesehen habe, da habe ihm die Stimme befohlen: „Spring hinab!“ — Er aber sei erschrocken gewesen und habe es nicht vermocht, weil der Abgrund gar so tief war. Da habe die Flamme angefangen, ihn zu brennen, erst nur an der Hand, dann aber bis ins Herz hinein. Und plötzlich sei Perbandt an seiner Seite gewesen, habe ihm den Flammenstab abgenommen und sei damit ins Tiefe gesprungen. Er sei jedoch nicht hinabgestürzt, sondern sei still leuchtend über den dunkeln Abgrund geschritten, bis hin zu seinem Hause an der Bucht. Da habe er das Licht in sein Haus getragen. — Um Gey, den Träumenden, aber sei es auf

einmal finster und bitter kalt geworden, und er habe sich gefürchtet und sich so jammervoll verlassen gefühlt wie nie zuvor.

Bei der Erinnerung an diese Stelle des Traumes schüttelte es Gey wie im Fieber, er stieß hervor: „Ich weiß nicht, was der Traum bedeutet, Lina, aber immer noch ist mir, als läge ich verlassen im Dunkeln und ein anderer hätte das Licht von mir genommen. So geht es schon über eine Woche, es ist die Hölle!“

Lina atmete heiß mit offenem Munde. Plötzlich sagte sie mit einer so liebevollen, innigen Stimme, daß Gey überrascht aufsaß: „Du mußt dich nicht fürchten, Gey. Warum denn?“

„Du hast ein starkes, reines Herz“, stieß er hervor und griff nach ihren Händen. — „Aber ich? Was habe ich?“ — Und plötzlich fing der starke Mann zu beben an und flehte: „Bleib noch hier, Mädchen, laß mich nicht allein!“

Darauf wußte sie nichts zu sagen. Sie hätte auch nicht mehr gewagt, etwas zu sprechen angesichts seiner bitteren Verzweiflung. So ließ sie sich ohne Widerstand zu ihm herüberziehen und ruhte an ihm, schweigend, zwischen furchtbarem Erschrecken und einem seligen Drängen, ihm zu helfen, dessen Not ihr ans Herz griff, wie noch nie zuvor die Not eines Menschen ihr ans Herz gegriffen hatte. Zuletzt dachte und fühlte sie überhaupt nichts mehr, aber etwas in ihr, was sich zur Hilfe und Liebe aufgerufen wähnte, vertraute dem Manne bis ans Ende, selbst dann noch, als er an ihr tat, was nicht gut war und was seine Qual tausendfach vermehrte, statt sie von ihm zu nehmen.

6.

Der Sommer verging, und dann kam der Herbst, ein schöner, reiner Herbst, wie sie am Frischen Haß sind, mit genauen starken Farben und klarem großem Himmel, fast zu groß für schwache Menschenherzen. Schwäne und Gänse begannen zu reisen, Stare und Störche taten sich zusammen vor der weiten Fahrt, und noch einmal vor dem langen Schweigen des Winters waren Baum, Strauch und Erde erfüllt von einem zitternd lauten Rufen und Singen.

Um diese Zeit wurde Geys Haus samt Stall und Scheune fertig. Als er seine Familie wieder zu sich genommen und sich seine eigene Wirtschaft eingerichtet hatte, schien äußerlich manches ruhiger und leichter in seinem Leben geworden, er lebte mit den Seinen im Eigenen, wenn es auch noch nicht wieder ganz das Eigene war, solange er nicht sein Geld zurückhatte. Seine Frau stand an seinem Herde, diente an seinem Tisch statt an demjenigen Perbandts und schien seit den Vorgängen am Nichtfest auch nicht mehr wie früher in Furcht vor ihm zu ersterben. Die beiden Knaben wurden mit der Zeit wieder zutraulich und vergaßen, worüber sie seinerzeit so jämmerlich erschrocken waren. Gey selbst schien weniger gequält umherzugehen; aber in Wirklichkeit verhielt es sich nur so, daß er die eine Qual mit der andern vertauscht hatte, daß aus der Angst um seine Schuld vor Gott nun die Angst um seine Schuld gegenüber Lina geworden war. Und hatte ihn jene andere Angst schier zu Boden gedrückt und unsagbar einsam gemacht, so begann er nunmehr wie ein Kind die Gemeinschaft aller zu suchen. Er sprach so viel wie nie, mit Frau und Kindern, mit Perbandt, der in diesen Wochen

das Fischen aufgegeben hatte, um sein Land zu ernten und neu zu bestellen; ja selbst mit der alten Olga, die nun sichtlich dem Tode in die Sichel sank, sprach er zärtlich und demüthig wie ein gehorsamer Sohn.

Die Leute im Dorf faßten Zutrauen zu dem neuen Nachbarn, viele kamen zu ihm wie zu ihrem Herrn und sprachen mit ihm. Selbst in Krankheiten suchten sie ihn auf, und wenn er ihnen auch nicht besser helfen konnte, als mancher andere es mit Vernunft und gutem Willen auch hätte tun können, so schien doch von seiner tiefen dumpfen Stimme, seinen starken Augen und seinem mächtigen Bart etwas auszugehen, was das Herz neu und zuversichtlich machte, auch da, wo kein Trost für die Ohren empfangen wurde. Wie er da stand oder saß und den Klagenden zuhörte, hatte er etwas von einem unerschütterlichen Felsen, auf den sich gut bauen ließ; und wenn er andern die eigene Noth und Traurigkeit klagte, so war auch dies noch Trost und Bestätigung. Niemals wieder erzählte er jemandem, was ihn nach Lissau geführt habe; aber damals geschah es schon, daß er mit einzelnen, die zu ihm kamen, auf die Knie ging und betete. Und wenn die meisten dies auch nur taten, weil er es befahl, so schämten sie sich doch nicht und wunderten sich auch nicht darüber, daß ihr Leben allgemach unter einem neuen Himmel in neuer Weise Licht und Schatten empfing.

Ein paarmal war Gey auch nach dem Schloß gerufen worden, verschiedener Arbeiten wegen, die noch zum Herbst in Angriff genommen werden sollten. Der Baron selbst zeigte ihm die frühere Werkstätte des Stellmachers und Zimmermanns und empfahl ihm, alles Fehlende an Handwerksgerät beim Rämmerer anzufordern, um sich dann so bald wie möglich hier oben an die Arbeit machen zu können. Es ginge ja wohl nicht an, daß es der Baronin in ihre Zimmer regnete und schneite. — So kam es, daß Gey sich in dieser Zeit mehr auf dem Hof oben zu schaffen machen mußte, als er ursprünglich gewollt hatte; aber Lina hatte er noch nicht wieder gesprochen, seitdem sie nach jener Nacht im Morgengrauen wild von ihm fortgelaufen war. Trotz seiner Bitten kam sie nicht zu ihm, und wenn sie ihm auf dem Hofe oder in den Fluren des Schlosses begegnete, legte sie die Hand vor die Augen und lief wie geheßt an ihm vorbei.

Eines Abends aber trat er vor sein Haus, da sah er sie bei der großen Birke stehen und unverwandt zu ihm herüberstarren. Er erschrak, ging zu ihr hinüber und sah begreifend in ihr schmalgewordenes Gesicht. — „Was ist denn?“ fragte er aufgeregt, als sie ihn nicht anredete, sondern nur weiterhin so unverwandt anstarrte, Angst, Hilflosigkeit und Verachtung im Blick. — „Was ist? Läßt dich der Baron wieder nicht in Frieden?“

„Der auch nicht“, antwortete sie mit dünner Stimme. — „Jetzt sieht er ja, was für eine ich bin, warum soll er mich schonen?“

Da gab er es auf, sich die Wahrheit zu verbergen. — „Ist die Baronin schon fort?“ fragte er dumpf.

„Noch immer nicht“, antwortete sie. „Erst soll ich vom Hofe herunter sein. Sie hat Angst um ihren Mann, wenn sie es auch nicht sagt.“

„Dummheit!“ stieß er heftig hervor. — „Sei nicht nährisch!“

„Dummheit, Dummheit. Als wenn ich es nicht ihren Blicken ansehen könnte,

zu welcher Sorte sie mich jetzt rechnet!“ schluchzte sie auf. — „Haha, aber ich bin unschuldig. Nur ihr Männer seid so schlecht und gemein, immer gewesen, alle — ich nicht. Ich nicht.“ — Ihr hilfloser Blick richtete sich bei diesen Worten noch strenger und starrer auf den Mann; langsam hob sie die große braune Hand auf, ballte sie zur Faust und schüttelte sie ihm vorwurfsvoll entgegen.

„Hast du schon lange hier gestanden?“ fragte er.

„Abend für Abend stehe ich hier“, antwortete sie. — „Was soll ich denn tun? Meine Mutter nimmt mich so nicht auf . . .“

Er wollte sie streicheln, aber sie schlug wütend nach seiner Hand, als müsse sie sich wehren. Da konnte er nur noch sagen: „Komm morgen wieder, um diese Zeit.“ — Und er wandte sich ab und ging in sein Haus zurück. Nach einer Zeit, als er wie getrieben wieder vor die Tür trat, sah er sie immer noch unter der großen Birke stehen und nach seinem Hause hinüberstarren. Kaum sah sie ihn, so hob sie die Faust auf und drohte ihm. Dann aber wandte sie sich um und ging schnell davon.

Bald nach Mitternacht erhob sich Bernhard Gey aus seinen schweren Träumen, zog sich an, verließ sein Haus und ging an die Bucht hinab zu Oswald Perbandt. Oswald kam in Hemd und Hose an die Tür, das Gesicht noch voller Schlaf, und erschrak, als er den Freund im fahlen Dunkel der ersten Herbstfrühe vor sich stehen sah. „Was ist dir, um Gottes willen?“ fragte er ohne Stimme. „Was hast du für Augen?“

„Ich habe einen Traum gehabt“, stieß Gey dumpf hervor.

„Einen Traum . . . so . . . ja . . .“, murmelte Perbandt und wischte sich mit der Faust aufatmend schwer übers Gesicht. Er hatte so wenig geschlafen in letzter Zeit, seiner todkranken Mutter wegen. — „Willst du nicht hereinkommen, Bernhard? Ich schief gerade.“

Aber kaum waren sie in die Stube getreten, da richtete sich hinten in der Kammer, deren Tür offenstand, die alte Olga wild in ihrem Bett auf, breitete die Arme aus und rief mit flehender Stimme: „O komm, Tod, komm, Tod! Ja, mein Gott, komm endlich!“

Gey zuckte zusammen und wollte wieder hinausgehen; aber Oswald hielt ihn zurück und zog ihn auf die Bank am Ofen, wo er von der Kammer aus nicht gesehen werden konnte. Dann ging er zur Mutter hinein, streichelte sie und redete ihr so lange zu, bis sie sich, Unverständliches murmelnd und trocken vor sich hinschluchzend, wieder legte. — „Sie hat dich für den Tod gehalten“, sagte Oswald, als er leise aus der Kammer zurückgekommen war und die Tür hinter sich geschlossen hatte. „Sie ist jetzt meist ohne Verstand und will nur sterben. Es hat sie doch zu arg getroffen damals.“

„Hält sie dich auch für den Tod?“ fragte Gey beunruhigt.

„Manchmal ja. Manchmal aber denkt sie, ich bin der Herr selbst, der sie erlösen kommt. Sie muß furchtbar leiden. — Aber was hast du geträumt, Bernhard? Es ist gut, daß du an mich gedacht hast. Ich bin jetzt ganz allein.“

„Mir träumte, daß du am 5. April 1899 mit deinen Söhnen im Haff ertrinken wirst.“

Oswald schlug die Augen nieder, als schäme er sich, dem Freunde Qual und Unruhe verursachen zu müssen. Dann erhob er sich und öffnete die Tür zur Kammer, denn seine Mutter hatte soeben wiederum begonnen, durchdringende Angstschreie auszustößen. Als er von ihrem Bett zurückkehrte, sah er den Freund ruhig an und sagte: „Bis dahin ist ja noch lange hin, mehr als zwanzig Jahre. Wer darf so weit denken.“

„Ob es jetzt ist, oder ob es in zwanzig Jahren sein wird, stieß Gey aufgeregt hervor, das macht es nicht, das ist ganz einerlei. Aber ich habe dich so genau gesehen, als wenn ich mit dir auf deinem Keitel gestanden hätte, und deine Söhne . . .“

„Dann werde ich wirklich ein Keitel haben?“ unterbrach Perbandt. „Wird es groß sein? Werden sie es finden?“

„Es wird groß sein, und sie werden es finden. Aber dich und deine Söhne werden sie nur als Leichname finden. Und ich . . . ich werde Träume haben von jetzt an, ich werde sehen . . . alles werde ich sehen . . . nicht nur im Traum, auch bei Tage, und was kein Mensch sonst sieht . . . oh, oh, oh!“

„Warum wirst du sehen? Bist du denn wie Gott?“ fragte Perbandt.

„Weil ich sehen w o l l e !“ stöhnte der Mann und starrte wild vor sich hin. „Weil mir das Wort nicht genug war, darum! Es ist das Zeichen, das Gott mir eingebrannt hat für den Unglauben.“

Aber Oswald schüttelte den Kopf und sagte mit fester Stimme: „Du bist nicht ungläubig, Bernhard. Du bist gläubig und treu, darum hast du auch mich zum Glauben gebracht. Dir kann nichts widerfahren. Gott hat dich lieb. Du bist zum Segen für uns alle.“

Etwas Helles ging über Geys Augen. Aber gleich darauf klagte er sich wieder an und sagte: „Nein, nein, jetzt muß ich alles im Lichte Satans sehen, zur Strafe. Was habe ich getan, was habe ich nur getan, Oswald!“

„Du hast mich reich und glücklich gemacht, mich, der dir die Treue gebrochen hat. Aber sprich nur, wie ich dir helfen kann, und sei es, was es sei, ich will es mit Freuden tun,“ sagte Oswald.

Da ging wieder etwas Helles über Geys zerquältes Gesicht, er griff Perbandt am Arm und stieß hervor: „Nimm Lina Mattheit zu dir ins Haus. Mach sie zu deiner Frau!“

Und er berichtete alles ohne Lüge, was geschehen war. Da grub sich wohl der Schreck tiefer unter Oswalds Augen ein, und es liefen die Schatten der Angst und Erniedrigung über sein Gesicht; aber als er alles gehört hatte, sagte er mit dünner, schwacher Stimme: „Wenn sie mich nehmen will und ihr Kind in diesem Hause gebären und pflegen . . . was ich dir versprochen habe, das habe ich versprochen, Bernhard. Ich bin nicht ihr Richter, und der deine auch nicht.“

„Und . . . wirst du sie heiraten?“ drängte Gey. „Sie ist stolz und . . . anders wird sie nicht kommen.“

„Ich will alles tun, was den Schaden heilt“, murmelte Perbandt. „So wie du mich mit deinem Wort auch geheilt hast . . . damals in der Nacht . . .“

Da stieß Gey zitternd die Luft aus, legte einen Atemzug lang seine Stirne gegen

die Schulter des Freundes. Plötzlich stieß er Oswald von sich fort, sprang auf und stürzte davon. Oswald erhob sich langsam von der Bank, trat in die Türe und starrte ihm nach. Er hatte nicht geträumt. Er stand in der kalten, trüben Luft des frühen Morgens. Es war fast still am Haß: da lag sein Ruderboot neben dem großen Keitelfahn von Bernhard Gey. Er, Oswald, sollte also auch so ein großes Schiff haben, zuletzt aber damit Schaden leiden? Nun, das stand in Gottes Hand. — Als er wieder in die Kammer trat, um nach seiner Mutter zu sehen, fand er sie im Bett kniend. Sie hatte die dünnen Arme ausgebreitet und sang mit dünner, zitternder Kinderstimme:

„Wo ist Jesus, mein Verlangen?

Wo mag er zu finden sein?

Wo ist er nur hingegangen —“

Als sie den Sohn eintreten sah, sank sie andachtsvoll zurück und murmelte: „Endlich! Endlich, Herr!“ — Oswald aber, da er in ihr von überirdischer Freude erfülltes Leidensgesicht starrte, dachte: Ich bin immer der zweite und niemals der erste.

Später jedoch wies er auch diesen Gedanken weit von sich fort und sagte laut zu sich selber: „In der Liebe Gottes ist jeder der erste, auch ich. Worüber klage ich denn?“

Zwei Tage darauf, bei der Dämmerung, trat Lina Mattheit in die Tür. Sie sprach kein Wort. Gey folgte ihr, grüßte, stellte die Kiste mit der geringen Habe des Mädchens neben dem Ofen ab und sagte mit stoßender Stimme: „Da ist sie, die Lina . . . du wirst sie brauchen können, Oswald. Deine Mutter ist krank . . .“

Perbandt trat fast unterwürfig auf das Mädchen zu, murmelte etwas Unverständliches und ergriff ihre schlaff herabhängende große Hand. Lina ließ die Hand gleich wieder sinken, seufzte tief auf und ließ danach ihren starren, zerstreuten Blick durch Perbandts Stube wandern. Zuletzt, als Gey mit einem stummen, hilflosen Kopfschütteln hinausgegangen war, sah sie Perbandt an, Scham und tödliche Angst im Blick, dann wandte sie das Gesicht vom Schein der Kerze fort, die der Mann in der Hand hielt, und fragte erstickt: „Wo soll ich schlafen?“

Er führte sie in die Kammer seiner Mutter und wies ihr das Bett, in dem Anna Gey zuvor mit dem jüngeren Kinde geschlafen hatte. Aber als sie noch vor dem Lager standen und vergeblich nach Worten suchten, das Vergangene und Zukünftige zu bereben, richtete sich plötzlich die alte Olga in ihrem Bett steil auf und sah mit totem, weitaufgerissenem Blick nach den beiden hin. Oswald hielt immer noch das Licht in der Hand. Als die zwei Gestalten sich ihrem Bett näherten, kam Leben in das ausgemergelte Gesicht, das schon die gewissen Zeichen des Todes trug. Die Alte öffnete den Mund in hilflosem Entsetzen, riß die dünnen Hände hoch wie Krallen, und als Lina ihr die Hand reichen wollte, fuhr sie mit diesen mageren Krallen plötzlich auf das Mädchen los, riß es am Haar, spie ihm ins Gesicht und stieß unter trockenem, irrem Schluchzen hervor: „Mach dich fort, du . . . auf der Stelle . . . willst du wohl . . . willst ihn wohl auch noch . . . ich

schlag' dich tot, Hundeaas, schlage alle, alle, alle tot, die ihn ... na, na, na ... warte, ei du ...!"

Mit Gewalt mußte sich die erschreckte Lina losreißen. Sie stand ein paar Atemzüge lang völlig verwirrt und hilflos, mit hängenden Armen und zitternden Knien neben dem Bett, während Oswald die Mutter zu beruhigen suchte; dann wandte sie sich mit einem unbeschreiblichen Aufschrei zur Tür hinaus, ihre davonjagenden Schritte verhallten in der Nebenküche, draußen auf dem Hauspflaster ... Als Oswald ihr nacheilte, sah er sie wie einen Schatten erst zwischen den Höfen und dann am Haß entlang jagen. Wenn sie nur bei Sinnen bleibt! dachte er inbrünstig, während er sie keuchend einzuholen trachtete. Wenn sie sich nur müde läuft und nicht ins Wasser geht!

Jetzt hatten sie die Häuser hinter sich und liefen bergauf, den Schloßberg hinan, den alten Spulberg, auf dem vor Zeiten die Ordensritter ihr Schloß Conovaidit hatten. Er stieg sanft zum Haß hinan, recht hoch, denn die Ritter hatten von dort über das ganze Haß hin sehen können, und stürzte dann jäh zum Wasser hinunter. Wer wie Lina den Berg nicht kannte, der konnte bei der Dunkelheit nur zu leicht über den Rand hinaustreten und so auf die Steine hinabstürzen, die am Fuße des Hügels aus dem flachen Wasser ragten. Oswald lief schneller. Er hörte schon Linas schluchzenden Atem, aber immer noch war sie ihm zu weit vor, als daß er sie hätte fassen und halten können. Jetzt trennten sie nur noch wenige Schritte von der großen Kiefer, die am Sturz ragte, weithin sichtbar allen, die ihr Schifflein übers Haß lenkten und auch allen als vertrautes Zeichen bekannt ... noch zwei Atemzüge weiter, und das Mädchen mußte abstürzen ... Doch da blieb sie zum Glück plötzlich bei der Kiefer stehen, schlang laut schluchzend beide Arme um den schuppigen Stamm und ließ sich, am Ende mit ihren Kräften, langsam daran hinabrutschen. Eine ganze Zeit noch weinte sie leise weiter, es war wie ein Winseln. Oswald aber dachte, als er sich zu ihr niederbückte: Gottlob, sie weint. Wer weint, der kann noch hören.

„Lina“, sagte er leise, „warum nimmst du es dir so zu Herzen, meine Mutter ist doch krank. Sie ist schon lange nicht mehr bei Sinnen und weiß nicht, was sie tut.“

„Ob sie bei Sinnen ist oder nicht!“ stieß sie hervor. „Jeder wird mich ansprechen.“ — Und sie schluchzte wieder stärker, manchmal brüllte sie richtig auf in starken, tierischen Lauten.

„Steh doch auf, Lina, ich will dir etwas erzählen“, begann Oswald wieder mit leiser, fester Stimme. „Willst du es hören?“

Sie hörte augenblicklich auf zu schluchzen und fragte überrascht: „Na was? Was denn?“

„Komm, steh erst auf“, bat er. „Sieh dich einmal um, wo du hingelaufen bist.“

Er zog sie hoch und tat mit ihr zusammen einen Schritt voran: da erst sah sie die gähnende Tiefe unter sich, fühlte, wie der Nachtwind vom Haß sie kalt anrührte, und sah in Haßfrug drüben und weiter oben bei Fischhausen das Blinkfeuer sich zuckend regen und drehen. „Ei bewahre!“ stieß sie mit rauher, verwunderter Stimme hervor und trat erschauernd zurück. „Was ist das hier?“

„Es ist der Schloßberg“, antwortete er. „Solange die Welt steht, kämpfen hier die guten und die bösen Geister miteinander.“

„Ich mußte bei der Kiefer auf einmal stehenbleiben“, sagte sie.

„Siehst du. Vor vielen hundert Jahren hatten hier die Ritter ihr Schloß Conovaidit. Aber es ist ganz und gar in den Berg versunken, weil die Ritter sich an einer reinen Jungfrau vergangen haben. Die Jungfrau aber kommt immer wieder herauf und wäscht sich an der Quelle dort weiter unten, gerade hinter dem Kaddik. Mein eigener Vater hat sie gesehen.“

„Ist das wirklich wahr?“ fragte sie neugierig. „Wie sah sie denn aus?“

„Zu Anfang, als er sie sah, war sie schwarz wie Erde.“

„Und hatte nichts auf dem Leibe?“ forschte sie weiter.

„Nein, rein nichts. Als mein Vater sie so an der Quelle sah, ganz frühmorgens, da erschrak er und wollte gleich wieder fort. Sie aber rief ihn an und sprach: ‚Erschrick nicht, guter Junge. Ich bin eine arme, geschändete Jungfrau und tief unter die Erde verwunschen mit diesem ganzen Schloß. Nur alle hundert Jahre darf ich zur Erde heraufkommen und meine Schande in diesem Quell waschen. Wenn sich nun ein Lebendiger findet, der dreimal zu mir spricht: Ich liebe dich! so bin ich wieder rein.‘ Da rührte es meinen Vater, und er sprach: Ich liebe dich.‘ Da wusch sich die Jungfrau und ward wieder weiß bis zur Brust. ‚Komm morgen wieder um dieselbe Stunde!‘ flehte sie ihn an. ‚Fürchte dich vor nichts, sieh dich nicht um. Komm und sprich nur zu mir: Ich liebe dich.‘“

„Tat er es?“ fragte Lina gepreßt. Sie hielt den Atem an vor Aufregung, denn plötzlich war ihr eingefallen, daß Gen ihr in jener Nacht vom Schloßberg erzählte hatte.

„Er tat es“, antwortete Oswald. „Aber als er hier den Berg hinauflief, begann ihm plötzlich angst zu werden. Denn es bröhnte und tobte und schrie in lauten Worten rund um seinen Kopf, ohne daß er etwas von allem sehen konnte.“

„Was schrien sie?“

„Die Bösen wollten meinen Vater davon abbringen, daß er zu dem Mädchen sagte: ‚Ich liebe dich.‘ Sie sagten ihm ins Ohr: ‚Geh nicht zu ihr, sie ist schlecht. Sie verdient keine Liebe. Sie hat uns geschändet, nicht wir sie. Wir sind die Ritter, die im Schloß lebten‘, sagten sie.“

„Aha!“ murmelte Lina und fing an zu zittern.

„Aber mein Vater dachte an die flehende Stimme der armen Jungfrau und ging weiter. ‚Ich liebe dich!‘ rief er ihr zu, da wurde sie rein bis zum Schoß. Am dritten Tage aber, da es noch höhnischer und böser um ihn schrie und tobte, auch Feuer und Schwefel ihm entgegenschlug, sah er die Jungfrau nur von ferne und kehrte gleich wieder um in seiner Angst. Da rief sie: ‚Ach, warum fürchtest du dich, du Treuloser! Nun muß ich wieder auf hundert Jahre in den Berg.‘“

„So seid ihr alle“, murmelte Lina. „Das dachte ich mir schon.“ Sie hatte steif wie ein Stoch und immerfort leise zitternd neben ihm gestanden und begierig gelauscht; aber nun schien sie das Ende der Geschichte wieder traurig zu machen. Sie senkte den Kopf tief.

„Mein Vater ist aber sein ganzes Leben lang traurig gewesen über seine Treu-

losigkeit", fuhr Oswald still fort. „Und bevor er ertrank, sagte er noch zu mir: ‚Lieber Sohn, wenn dir die Jungfrau auch einmal begegnet, so sieh dich nicht um und fürchte dich nicht, fürchte dich vor nichts, sondern erlöse sie und dich.‘ Und ich hab' es ihm auch versprochen damals.“

„Es ist ja nur ein Märchen“, sagte sie plötzlich mit lauter, höhnischer Stimme. „Denn so etwas gibt es nicht.“

„Mein Vater hat niemals gelogen“, antwortete er ungekränkt. „Und ich habe oft gedacht, wenn ich sie doch erlösen könnte!“

Hierauf schwieg sie und sah ihn lange von der Seite an. Aber sie blieb noch stehen. Sie zitterte nicht mehr. Erst als eine Krähe mit widerlichem Krächzen nahe bei ihnen vorbeislog, wandte sie sich plötzlich um, verschränkte die Arme vor der Brust und begann zurückzugehen. „Wie heißt die Jungfrau?“ fragte sie noch.

„Keiner weiß es genau“, antwortete er wie befreit. „Aber die meisten nennen sie die schöne Jeduthe.“

„Na, was ist das für ein Name!“ brummte sie.

Die Alte schlief. Lina bettete sich in der großen Stube, in dem zweiten Bett, das bis vor kurzem Geys Lager gewesen war. Aber sie wußte dies nicht. Oswald ging statt ihrer in die Kammer. Als sie schon lag, hörte sie, wie die alte Olga wieder zu stöhnen und zu winseln begann. Oswald mit seiner ruhigen, freundlichen Stimme sprach lange geduldig auf die Kranke ein, und als Lina ihn sprechen hörte, war ihr plötzlich, als rede er zu ihr, wie ihr Vater einst zu ihr gesprochen hatte, wenn sie betrübt war. Sie hörte noch einmal jedes Wort, das er über die schöne Jeduthe gesagt hatte, und plötzlich kam ein Friede über sie, also daß sie den Schmerz zwar noch in sich brennen fühlte, aber doch schon ferner und stiller. Sie schlief ein und träumte nichts. Nach langer Zeit, während sie noch schlief, hörte sie wieder etwas schreien und winseln und reden. Aber endlich wurde es still, und ihr Schlaf nahm wieder den Weg in die Tiefe. Plötzlich wachte sie auf, als sei sie geweckt worden. Der Morgen dämmerte, Krähen strichen draußen durch den kalten Nebel, die Birke vor dem Hause richtete sich auf und sank erschauernd zusammen wie ein Vogel, der im nassen Morgen seine Schwingen ausschüttelt.

Lina war auf einmal ganz munter. Sie schlüpfte aus dem Bett und zog sich ihren Rock an. Da hörte sie nebenan die leise, kläglich flehende Stimme der alten Olga, und der Klang dieser Stimme drang ihr in den Leib wie ein Todeschauer. Sie faßte sich ein Herz und öffnete die Thür zur Kammer — aber sie öffnete sie nur einen Spalt breit, damit die Alte sie nicht sähe. Sie erschrak, und was sie jetzt sah, prägte sich ihrer Seele so brennend ein, daß sie es bis an ihr Lebensende nicht mehr vergessen konnte: Oswald war in seiner Müdigkeit am Bett zur Erde hingefunken, sein Kopf lag, weit hintüber gereckt, auf der Bettkante; den Mund hatte er wie in Qualen offenstehen, seine tief eingesunkenen Augen waren so fest geschlossen, als könnten sie sich nie wieder aufthun, und die Arme hatte er nach den Seiten gebreitet, als wolle er sagen: Seht mich an, ich habe es nach Kräften versucht . . . Seine Mutter lag still und sterbensmatt, doch mit klaren und klugen Augen auf ihrem Lager, die Schmerzen schienen ihr

schon in den Tod vorausgegangen zu sein, damit sie Frieden hätte in ihrer letzten Stunde. Aber sie hatte keinen Frieden; fortwährend sprach sie leise vor sich hin, sie war wohl schon zu schwach, den Kopf von einer Seite nach der anderen zu drehen, nur ihre Augen kreisten unruhig, ob sie nicht den Sohn sähe. „Sohnchen“, flüsterte sie mit angstvoll flehender Stimme, „ach, wach doch auf, es ist Zeit, die Stunde ist gekommen . . . ei, willst du deiner alten Mutter nicht die Hände falten? Ich muß sterben, der Engel steht in der Thür . . . O Sohnchen, liebes Oswaldchen, wie bin ich schwach, wie bin ich matt, ich lieg' ja schon im Sarg . . .“

Der Lauschenden krampfte sich das Herz zusammen. Im ersten Augenblick dachte sie: Ich muß ihn wecken. Aber dann fürchtete sie wieder, sie werde der Alten ihre letzten Atemzüge vergällen, wenn sie zum Sohne träte oder ihn bei Namen rief, und sie blieb stehen wie gelähmt. Wenn er doch erwachen wollte! betete es in ihr. Doch Oswald erwachte nicht. Nacht für Nacht hatte er hier treu gewacht am Bett der Mutter, nun hatte ihn endlich der Schlaf übermannt und ohnmächtig gemacht.

„Oswaldchen, lieber“, flüsterte die Alte, „ein guter Sohn bist gewesen, hast mir nur gut getan. Beten will ich für dich bei den lieben Engeln . . . O du lieber, barmherziger Heiland!“

Als auch das letzte Flüstern verstummt war, stürzte Lina auf den Schlafenden zu und weckte ihn. Er erwachte langsam und gequält; als er vernahm, daß die Mutter gestorben sei, schüttelte er lange den Kopf und konnte es nicht fassen. Lina befahl ihm, der Toten die Augen zuzudrücken, und er tat es auch. Aber danach sank er weinend bei der Mutter nieder und bat sie laut um Verzeihung für seine Untreue. „Geschlafen hab' ich wie ein Mietling!“ so klagte er sich selber an. „Und du hast mit dem Tode gerungen, armes Mutterchen!“

„Mach dir keine Sorgen, sie ist ganz still eingeschlafen“, sagte Lina. — Aber er lag wohl eine Stunde und länger auf den Knien bei der Toten, streichelte ihre Hände und klagte sich an.

Lina aber ging an ihre neue Arbeit, mit erschrecktem und doch neu aufhorchendem Herzen. Als Oswald sie an diesem Tage fragte, ob sie nun nach dem Tode seiner Mutter als seine Frau bei ihm bleiben und ihm dienen wolle, da antwortete sie, ohne zu zögern: Ja, das wolle sie.

(Fortsetzung folgt)

Literarische Rundschau

Erzähltes

Von Herman Melville wußte man zu seinen Lebzeiten nicht viel. Er war 1819 in Newyork geboren, brach aus dem bürgerlichen Leben aus und ging zur See, lernte die Freuden und vor allem die Härte der christlichen Seefahrt kennen, der er nach sieben Jahren den Rücken kehrte, um nun eine erstaunlich reichhaltige schriftstellerische Tätigkeit zu entfalten, ohne zu bleibenden Erfolgen zu gelangen. Heute ist er in der englisch sprechenden Welt berühmt, und so erscheint es durchaus berechtigt, daß die tragische Geschichte von „Billy Budd, dem Wortoppymann auf der „Indomitable“, nun auch in deutscher Sprache erschienen ist (Hamburg, H. Goverts-Verlag. Deutsche Übertragung von Richard Möring). Es ist das Schicksal des einfachen guten Menschen, der im Zusammenprall mit den Begriffen von soldatischer Pflicht und Staatsräson sein Leben lassen muß, obgleich auch die Herzen seiner Richter seine in seinem Wesen begründete Schuldblosigkeit bejahen. Man darf an Kleist erinnern. Denn die Probleme, mit denen Melville ringt, haben auch ihn beschäftigt. — Im Bürgerkrieg eines mittelamerikanischen Staates 1911 spielt John Masefields prächtige Erzählung „Seezigeuner Gry“ (Braunschweig, Vieweg. Deutsche Übertragung von Friedrich Lindemann). Ein junger englischer Seemann greift aus Freundschaft zu einem der tollkühnen Revolutionäre in die Revolution ein und hilft ihm ein Schiff zu kapern und aus dem feindlichen Hafen zu entführen auf dem Wege, den Francis Drake einst fand. Das Buch ist in seiner Frische und Buntheit eine erfreuliche Angelegenheit. — In seinem Roman „Die spanische Hochzeit“ (Berlin, Deutscher Verlag) erzählt Georg von der Brinck die weiteren Schicksale seines schwarzen Jägers Johanna, die nach vielen außerordentlich fesselnd erzählten Abenteuern in England und in Spanien endlich doch ihr Lebensziel in der Ehe mit dem Oberst Korfes findet. Johanna hält sich auch im Lebenskampfe so tapfer, wie sie als Fährtenführer der Schwarzen Schar gedient

hatte. — Eins der amüsantesten Bücher ist Hans Thomas' Roman „Percy auf Abwegen“ (ebenda), in dem ein englischer Osmagnat in einem der für Männer von 50 Jahren nicht seltenen Anfälle plötzlich seine geordnete großbürgerliche Existenz verläßt und in Paris und der französischen Provinz untertaucht, anscheinend um ein Dasein zu suchen, in dem es sich lohnt, Mensch unter Menschen zu sein. Hier stehen recht nachdenkliche Wahrheiten, und man meint, die Tragödie des Mannes, der alt wird, zu erleben, bis dann plötzlich durch das Eingreifen einer Sängerin, die eine Fürstin ist, in grandiosem romanhaftem Schwung der „Chauffeur“ Percy, seinem Herzen folgend, nun erst recht für sich und seinen Mistrust einen fulminanten geschäftlichen Erfolg davonträgt, ebenso wie die Hand der geliebten Frau. Das alles ist mit einem Schmiß erzählt, und es bleiben genügend ironische Fragezeichen über die Existenz des Mannes stehen, so daß man diesen reinen Roman nicht ohne Gewinn aus der Hand legt. — Eine tolle menschliche Komödie läßt Frederick Böök in seinem Roman „Sommer-spuk“ entstehen (Braunschweig, Vieweg. Deutsche Übertragung von Gustav Morgenstern). Ein junger Reporter, der von den hochmütigen Kleinstädtern hin und her gestoßen wird und eine öffentliche Demütigung erleidet, bringt mit einem genialen Schwindel die ganze Stadt vollständig durcheinander, die um ihn einer vermeintlichen großen Erbschaft halber buhlt, bis dann bei der Auflösung der Lüge und der Irrtümer ein feiner, versöhnender Klang echter Menschlichkeit das Ganze übergoldet. Überlegene Ironie aus tiefem Wissen um die Hintergründe menschlicher Existenz zeichnet den Roman ebenso aus wie die Gabe flüssiger Erzählerkraft. — Ein lebenswürdiges Buch voll sonnigen Humors ist Paul Meyers „Kleiner Wellenfittichroman“ (Berlin, Rowohlt), in dem die an einem ersten Krisenpunkte angelangte Ehe eines Sarcophonen durch die Inspiration des prächtigen Wellenfittichs Jonas, der seinem Herrn einen hinreißenden Schlager eingibt, zu

Freiheit und Glück geführt wird. — Auch Alexander Vernet-Holenia weiß um die Fragwürdigkeit menschlicher Beziehungen und mischt in seiner Erzählung „Strahlenheim“ (Berlin, S. Fischer) aus gleichgültigen Begegnungen beliebiger Menschen Schicksale, die sich verwickeln bis zu tragischer Verstrickung und endlich lösen in resigniertem Wissen. Die Erzählung spielt im Großen Kriege am Wolfgangsee, ihr Träger ist ein junger österreichischer Offizier. — Der Roman der Engländerin Ann Bridge „Verzauberter Sommer“ (Hamburg, Marion von Schröder-Verlag G. m. b. H. Deutsche Übersetzung von Ernst Sander) zeigt eine ungewöhnliche erzählerische Vergabung und den langen Atem des geborenen Epikers. Auf ein Landgut italienischer Hocharistokratie kommt eine junge Engländerin als Erzieherin und wird die Beute eines skrupellosen und dabei nicht einmal bössartigen Frauenjägers, der ihr junges und einfaches Leben so durcheinanderbringt, daß nur der Tod als Ausweg noch übrigzubleiben scheint. Da greift die uralte Frau ein, das Oberhaupt der Familie, die mit der Weisheit ihrer Jahre und dem unverfälschten Menschentum, begründet in ihrem Wissen um die Torheit der Menschen, alles in schicksaliche Ordnung bringt. Wie sie dieser Roman nichts anderes auf als diese eine Frauengestalt, so wäre er schon höchsten Lobes wert. Aber Ann Bridge zeichnet die reizvolle Welt der italienischen Aristokratie kurz nach Beginn des neuen Jahrhunderts mit einem Farbenreichtum und einer erbarmungslosen Psychologie, daß hinter der lebhaft bewegten Handlung das Bild einer ganzen Epoche ersteht. — Der Zeppelinroman von Fris Martin Kintelen „Das fliegende Schiff“ (Berlin, Mehndem-Verlag) versteht in packender Weise das Leben des Grafen vom Kriege 1870/71 durch die schweren Kämpfe und Enttäuschungen der erfolglosen Jahre bis zum Siege seiner Idee und seinem stillen Tode in so packender Form zu gestalten, daß hier ein brauchbares Volksbuch vom Grafen Zeppelin entstanden ist.

In die Gattung spannender Unterhaltungsromane von Qualität ist ohne weiteres zu setzen der Roman von Maria von Kirchbach „Geliebte Feindin“ (Berlin, Deutscher Verlag). Diese mit psychologischer Feinheit erzählte Geschichte einer Leidenschaft

zwischen einer jungen Engländerin von Stande und einem Amerikaner, der in der französischen Kolonialtruppe Dienst genommen hat, die Konflikte zwischen Pflicht und Liebe mit all ihren Wirrungen und Zerungen, die in unmittelbarster Zornesnähe führen, werden in eine spannende Höhe getrieben durch den Zauber und die unheimliche Kraft Afrikas und der Wüste.

Wenn jetzt auch schon der Weltkrieg als Romanstoff verwendet wird und zu den echten Kriegserinnerungen in ihrer einfachen, gestalteten Form Romanhelden des Weltkrieges treten, so kann man bei aller Befahrung der guten Absicht doch ernste Bedenken nicht unterdrücken. Der Abstand, den wir heute zu der schweren und ersten Zeit des Großen Krieges gewonnen haben, läßt unser Gefühl — jedenfalls das Gefühl derer, die dabei waren — noch nicht ertragen, das unermessliche Leid und die übermenschliche Leistung zu Romaneffekten verarbeitet zu sehen. Es soll nicht verkannt werden, daß Friedrich Saillers Roman „Brücke über das Niemandsland“ einen durchaus ehrlichen Versuch eines Kriegsteilnehmers darstellt, auch mit den Mitteln des Romans um Achtung und Anerkennung für die großen Leistungen unsrer Feldgrauen zu werben (Leipzig, W. Goldmann, 25 Bilddokumente, 1 Karte. RM 5,80). Aber wir glauben nicht, daß dieser Versuch, der zu gleicher Zeit eine — kaum mehr mit diesen Mitteln notwendige — Brücke zum französischen Volke zu spannen sucht, vorbehaltlos gebilligt werden kann. Sein Held, der unerhörte und nahezu unglaubliche Taten verrichtet, hat wohl Porträtähnlichkeit mit Tausenden der seinen Kerle, die wir alle draußen erlebt haben. Aber ihn zu tarzanhafter Leistung hinaufzusteigern und ihn, seine Kameraden und anständiger tapferer Poilus in Situationen, in denen die Tat alles, das Wort nichts galt, eine Sprache sprechen und Dinge sagen zu lassen, die im Ton wie im Inhalt dem Geseß des Frontsoldatentums sich nicht einfügen: da geht das Gefühl nicht mit. Das ist ein verfrühter und nicht mit den richtigen Mitteln unternommener Versuch. — Abenteuerliche Taten zur See aus dem Weltkrieg schildert Jakob Rinau in seinem Roman „Freibeuter“ (Hamburg, M. Slogau jr.). Der Zauber der See und modernen Wikingertums ist darin, und der Drang, durch sehr aben-

teuerliche Taten aus der Ferne in die Heimat zum Mitkämpfen zu gelangen. — Als ein nicht geglückter Versuch, zwischen dem deutschen und dem französischen Volke tragbare und feste Brücken zu bauen, muß auch der Roman von Karl Adolf Mayer „Einfuhr in Paris“ (Karlsbad, Adam Kraft) gewertet werden. Denn das Erleben seines österreichischen Professors, eines Kunsthistorikers aus Graz, in Paris und mit einer jungen Französin bleibt Literatur und wird nicht glaubhaftes Leben. Es steht viel Feines über Paris und den undeutbaren Zauber der einzigen Stadt ebenso wie viel Verständnisvolles für den französischen Menschen darin, aber das Buch geht auf Stelzen. — Seine Naturverbundenheit und seine darstellerische Kunst zeigt Stijn Streuvels wiederum in seinem neuen, starken Roman „Die große Brücke“ (Stuttgart, J. Engelhorn). Auch hier führt das Leben und die Natur die Menschen und ihre Geschichte. In das Wasserviertel an der Schelde, das in seiner Abgeschlossenheit seine Menschen durch Generationen in ihrer Kraft, ihren Bräuchen, ihren Lasten und ihrer Torheit unverändert bewahrt, bricht die neue Zeit mit ihren Forderungen, als der Bau einer großen Brücke und Straße die Abgeschlossenheit von der Welt beendet. Mit elementarer Wucht lehnt sich die wilde, ungebrochene Bevölkerung gegen das Neue auf, soweit es die Älteren angeht, während die Jungen halb willig, halb verführt sich auf seine Seite schlagen. Es kommt zu schweren Zusammenstößen, zu Mord und Sprengung — aber die neue Zeit triumphiert, und der große Fluß gibt den Menschen das Beispiel, auch in veränderter Zeit und Form sich selbst treu bleiben zu können. Eine fast verwirrende Fülle von scharf gezeichneten Einzelpersönlichkeiten belebt dies Buch — unvergeßlich wird jedem die schöne Mira bleiben, die — eine zweite Carmen — die Männer am laufenden Bande verwirrt — die dichterische Beherrschung der Fäden, nach denen die Schicksale der Menschen ablaufen, zeigt höchste Meisterschaft. — Von prachtvoller Geschlossenheit ist der Roman von Pat Mullen „Die Männer von Aran“ (Potsdam, Rütten & Loening). Pat Mullen ist selber ein Ire, und er weiß seine Landsleute getreu darzustellen. Dieses

Buch, das das Schicksal der Familie O'Donnell erst an der irischen Westküste, dann auf der Insel Aran schildert, ist ein prachtvoll männliches Buch, das für die unverzagten, tapferen Fischer, bewährt in schwerstem Sturm auf See wie in den Kämpfen untereinander zu Lande, den geschlossenen Stil findet. Auch hier wie bei den Gestalten von Streuvels ist Elementares, Echtes und Starkes, ein Dokument kraftvollen Lebens, weitab von jeder Literatur. — Aus Norwegen lernen wir einen neuen Schriftsteller kennen: Andreas Markusson in seinem Roman „In der Finsternis wohnen die Adler“ (Berlin, Hans von Hugo). Er erzählt hier die Geschichte eines Pfarrers in Lappland, der für die seelische und äußere Rettung des armen Volkes dort, dessen Unglück die Brantweinhändler und gewissenlose Regierungstellen verschulden, sein Leben einsetzt. Aber er selber muß erst durch die innere Läuterung zur letzten Erweckung kommen, ehe sein Streben gesegnet wird, und er findet den Weg durch rückhaltloses Erkennen und Bekennen eigener Schuld und Sünde. Von nun an ist sein Tun gesegnet, und auch die Zwangsehe wird zu vollendeter menschlicher Gemeinschaft. Markusson ist von harter Ehrlichkeit in seinem Schaffen und erspart deshalb dem Leser keine Etappe des Läuterungsweges seines Helden, auch wenn die Einzelheiten peinlich sind. Das Gefühl für die Pflicht zur Wahrheit und die Eigenart seines Stils erwecken für sein weiteres Schaffen große Erwartungen. — „Kilian und die Winde“ nennt Dorothea Hollak ihren neuen Roman (Stuttgart, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. RM 4,80), in dem sie mit hohem dichterischem Verantwortungsgefühl das Schicksal eines festsamen Mannes gestaltet, dem das Gesetz seines Lebens es versagt, irgendwo oder in irgend jemand andern jemals Ruhe zu finden. Zwar ist er ein kraftvoller, echter Mann, der überall im Leben, im Kriege und auf seinem Schleppepfad, voll seinen Strang zieht, aber der Ruf der Winde, dem er unterworfen ist, treibt ihn von jedem gewonnenen Plage willenlos erneut in die Ferne. Nach dem dunklen Tod seiner Frau widmet er sein Leben in schwerer, unbeholfener Zärtlichkeit seinem Sohn, sucht dann die Frau, die ihm einst die große Liebe schenkte, findet fast noch einmal ein junges Glück. Aber der Ruf der Winde ist stärker, und als sein Sohn ein

festes Glück findet, geht er erneut und für immer ins Ungewisse hinaus.

Eine Reihe deutscher Übersetzungen bedeutender ausländischer Romane verdient Beachtung. Da liegt der große Arztroman „Die Zitabelle“ von dem Engländer A. J. Cronin schon im 15.—22. Tausend vor (Wien, Paul Zsolnay), der in der englisch sprechenden Welt ein sensationeller Erfolg wurde. Arztromane können fast stets auf allgemeines Interesse rechnen, und dieser Roman darf es um so mehr, weil mit einer strengen Wirklichkeitstreue der Gang eines jungen englischen Arztes geschildert wird von einfachsten Anfängen im Bergwerksdistrikt bis zu glänzenden Erfolgen in London, die ihm aber nur um den Preis des Selbstverrates seiner ärztlichen Ideale wurden, bis zum Verzicht auf allen Glanz zum selbstlosen Dienen an seiner großen ärztlichen Aufgabe. Die Mißstände in einigen Kreisen der Londoner Ärzteschaft, die schonungslos geißelt werden, setzen den Nichtkenner englischer Interna in Erstaunen. Dieser Roman hält sich auf derselben beachtlichen Höhe wie die andern großen Romane Cronins, die wir auch in deutscher Übersetzung kennen.

Gleichfalls im ärztlichen Milieu spielt der Roman von Colette Yver „Der Kampf einer Ärztin“ (Luzern, Räber & Cie. RM 3,50). Freilich werden hier weniger Berufsfragen als Hauptthema abgehandelt, sondern der innere Konflikt, in den eine hochbegabte Ärztin, die einen jungen Arzt geheiratet hat, gerät zwischen ihren Pflichten ihrem Manne gegenüber und der Arbeit, der sie mit Leidenschaft ergeben ist. Den harten Verzicht auf ihren Beruf, zu dem eine innere Berufung sie trieb, kann sie erst über sich gewinnen, als sie den geliebten Mann nahezu verloren hat, so daß es fraglich bleibt, ob sie durch diesen Schritt ihn wiedergewinnen kann. Feinste Psychologie und eine sehr lebendige Schilderung von Pariser Kliniken und Arzttypen geben dem Buche einen großen Reiz.

Eine ungewöhnliche Begabung verrät der große Roman der polnischen Schriftstellerin Marja Dombrowska „Nächte und Tage“ (Breslau, W. G. Korn. Deutsche Übersetzung von H. Roß). Man findet den Zugang zur Kunst dieser ganz eigen gewachsenen Schriftstellerin nicht leicht, denn sie scheut sich nicht, mit unerbittlicher Erbarmungslosigkeit und

einer sezierenden Psychologie Menschen hinzustellen, die im täglichen Leben jeden nervös machen müßten: sie erzählt die Ehe eines polnischen Revolutionärs, der äußerlich gehemmt, doch innerlich zähe Kraft beweist, mit einer schönen, aber entsetzlich diffizilen, im Alltag lebensuntüchtigen, in schweren Stunden sich bewährenden Frau. Hat man sich in das Buch hineingelesen, so erschließt sich ein reifer Genuß, denn Marja Dombrowska dichtet das Leben selbst in aller seiner Problematik, und da sie sich vom Leben nie entfernt, schuf sie ein großes, starkes Werk.

Hans-Caspar von Zobeltitz hat für seinen Roman „Kora Terry“ (Berlin, Steuben-Verlag, Paul G. Esser. RM 4,80) alle Ingredienzien zu Hilfe genommen, die von vornherein größte Spannung und Buntheit sicherstellen. Hier wird das Schicksal einer Variété-Künstlerin, die zunächst nur sozusagen als Beigabe zu ihrer begabten Schwester in einer gemeinsamen „Nummer“ auftrat, geschildert und ihre Fahrten durch die ganze Welt. Die Buntheit des Milieus in den Haupt- und Nebenstädten der ganzen Welt, Beziehungen zu der Creme der Gesellschaft in Europa und Südamerika, Konflikte äußerer und innerer Art von ungewöhnlicher Stärke, die sogar zum Totschlag an der innerlich bösen Schwester führen, aus dem sich dann ein funebres Quiproquo ergibt, wirken in eindringlicher Psychologie und der geschickt gesteigerten Spannung zu einem farbigen Ganzen von großem Reiz sich aus. Aber über der Spannung und dem erregenden Milieu steht ein großer Ernst der Problemstellung, wie ein Mensch aus einer höheren Pflicht heraus nicht nur auf die Freuden des Lebens, sondern sogar auf sein Eigensein verzichten muß, weil nur die letzte und völlige Hingabe auch die schwerste Schuld sühnen kann.

Ein ungewöhnlich nachdenkliches Buch, das vielleicht dazu beitragen kann, in etwas die innere Unsicherheit zu erklären, die seit dem Kriege weite Kreise des englischen Bürgertums ergreifen zu haben scheint und die wohl auch manche Handlung der englischen Nachkriegspolitik verständlich macht, ist der Roman von Howard Spring „D Abusalem!“ (der in der deutschen Übertragung von Hans Thomas mit dem Titel „Geliebte Söhne“ erschienen ist (Hamburg, H. Govers-Verlag). Wir erleben den Aufstieg eines jungen

Menschen aus ärmlichsten Anfängen in hartem Ringen zu einer gesicherten Existenz als erfolgreicher Schriftsteller, und mit ihm die Lebensläufe seiner Jugendfreunde, die sich erneut verbinden sollen durch das Bündnis der Kinder beider Familien. Es kommt der Krieg; sein Sohn, ihm längst entfremdet, ausgezeichnet im Felde, verliert jeden Boden unter den Füßen und verstrickt sich in schwere Schuld. Seinem Jugendfreunde tritt er gegenüber im irischen Aufstand, er bei der englischen Truppe, jener bei den Iren. Der Freund fällt durch den Freund. Der Offizier wird in der Aufgelöstheit aller sittlichen Bindungen zum Mörder und Räuber und stirbt am Galgen. Erschütternd die Schicksale der Eltern und der Frauen zwischen Vater und Sohn. Eine tiefe Resignation und ein Wissen um die Unabwendbarkeit menschlichen Leides wie um die Ohnmacht der Eltern, den Kindern irgendein Leid zu ersparen, machen dieses Buch neben dem eminenten politischen Interesse zu einem aufrüttelnden document humain. — Im preussischen Unheilsjahre 1809 spielt die Erzählung von Frik Helle „Das Ehrenwort“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel. RM 3,50). Der Aufstand preussischer Patrioten gegen das französische Joch, getragen von Schill und anderen preussischen Offizieren, soll losbrechen. Hier dreht es sich um die Eroberung Magdeburgs durch einen Handstreich. Der tiefste Konflikt wird offenbar. Auf der einen Seite Offiziere, die im Kampf gegen den äußeren Feind jede Bindung an den König dem höheren Gesetze zu Liebe verneinen und Anarchie und Aufruhr als erlaubte Mittel im Befreiungskampfe ansehen, auf der andern ein preussischer Edelmann, der den Fahneneidkomplex innerlich nicht zu überwinden weiß, in schärfstem Gegensatz zu seinen Standesgenossen und Kameraden gerät, und da er sein Ehrenwort dem Feinde verpfändete, nur noch den Weg ins Freie durch Tod von eigener Hand findet, da sein Herz bei den Kameraden ist. Hier ist mit dichterischer Hand ein gut Stück preussischer Tragik in ihrer letzten Ausprägung gestaltet. —

Zweiundzwanzig Geschichten von Felix Zimmermans sind unter dem Titel „Das Licht in der Laterne“ in einem Bande vereinigt, Bekanntes und noch nicht Verdeutschtes untereinander gemischt (Leipzig, In-

selverlag). Unter den neuen Stücken fesseln besonders „Perlammuna“, das Märchen vom geschmolzenen Edelstein, die Abenteuer des Raben Hans und die Geschichte vom Einsiedler mit dem Schwein. Und jedes Stück ist so echt Zimmermans, daß man von Herzen an ihm sich freuen kann. —

Der Indianerhäuptling Thecumseh, von dem die Öffentlichkeit so gut wie nichts weiß, war eine der stärksten und bedeutendsten Persönlichkeiten, die das zum Untergang verurteilte Indianertum hervorgebracht hat. Denn er unternahm nicht mehr und nicht weniger als die Rettung seines Volkes, dessen Bedrohung durch die Schießwaffen der angreifenden Weißen und durch die noch tödlichere Waffe des Alkohols er klar erkannte, aus einer großen Konzeption heraus. Er wußte, daß die Indianer gegen diese Feinde, die Amerikaner und die Engländer, zugleich nicht siegen konnten, schlug sich deshalb auf die Seite der Engländer, um mit ihnen die Amerikaner zu vernichten und dann als Sieger den Engländern das seinen Stammesgenossen geraubte Land wieder zu entreißen. Die Engländer setzten nach ihrer damaligen Art die Indianer rücksichtslos im Kampf ein, der sie so schwächte, daß nachher an die Durchführung des großen Planes nicht zu denken war. Thecumseh wächte dadurch in eine tragische Größe, daß er auch nach dem Wissen um den unvermeidlichen Untergang dem großen Ziele männlich und entschlossen treu blieb und sein Leben in der Schlacht am Thamesfluß einsetzte und an der Spitze seiner zweitausend Krieger fiel. Sein Schicksal, sein Streben und Planen und seinen heldenhaften Untergang hat Franz Schauwecker in einem großen Roman „Thecumseh. Erhebung der Prärie“ (Berlin, Safari-Verlag. RM 6,50) mit hinreißender Wucht dichterisch gestaltet, daß eine starke Gegenwartsnähe entsteht.

Aus der Geschichte

Den „Roman einer Stadt“ nennt Franz Farga sein Buch „Genf“ (Zürich; Albert Müller. 32 Kunstdrucktafeln. RM 6,60). Auf Grund eines reichen geschichtlichen Materials schildert Farga in anziehender Form die geschichtliche Vergangenheit Genfs, einer der ältesten Republiken der Welt. In der ältesten Zeit beginnt die Schilderung, die dann das

Anwachsen der Stadt, die Entwicklung ihrer Kultur, den Kampf der freiheitsstolzen Genfer gegen weltliche und geistliche Unterdrücker, die starke Lebenskraft im Mittelalter und ihre Ablösung durch die düstere Ascese Calvins, die inneren Kämpfe und Genf als Zufluchtsort großer Geister darstellt. Genfs Rolle als Sitz der Liga wird nicht mehr berührt, wohl aber in hellsten Farben Genf als Geburtsort und Sitz des Roten Kreuzes. Als Motto steht über diesem interessanten Buche das Wort Talleyrands: „Es gibt fünf Weltteile: Europa, Asien, Amerika, Afrika und Genf.“ — Die ausgezeichnete wissenschaftliche Arbeit, die Paul Wengke im Auftrage der „Gesellschaft für burschenschaftliche Geschichtsforschung“ leistet in dem Buche „Quellen und Darstellungen zur Geschichte der Burschenschaft und der deutschen Einheitsbewegung“, ist jetzt zum 15. Bande gediehen (Heidelberg, Carl Winter). Dieser Band enthält die Beiträge von Theodor Lorenzen „Die Einigung der Jenaer Burschenschaft 1870 und der Zusammenschluß der Gesamtburschenschaft 1881“, „Straßburger Studentenleben zur Zeit des ersten Kaiserreichs“ von Joseph Bormann und Otto Jüngert und von Georg Künkel „Aus dem Leben Heinrichs von Gagern“. — Von dem von Professor Dr. Karl Anor in Verbindung mit Dr. Volquart Pauls und Professor Dr. Carl Petersen herausgegebenen „Handbuch zur schleswigschen Frage“ sind vom 3. Bande, der die Teilung Schleswigs 1918—1920 behandelt, die 6., 7. und 8. Lieferung erschienen, dazu das Ergänzungsheft „Die Rechtsfolgen der Eingliederung Nordschleswigs in den dänischen Staatsverband“ von Joachim Dieter Bloch (Neumünster, Karl Wachholtz).

Länder und Menschen

Das Buch „Erlebnis Dalmatien“ versucht in neuer Form, nämlich durch gemeinsame Arbeit verschiedener Autoren mit Text und Bild eine Landschaft ganz zu erfassen und lebendig darzustellen. Es ist herausgegeben von Herbert Dertel (Berlin, Widukind-Verlag G. m. b. H., 100 Lichtbilder. RM 5,40). Die ausgezeichneten Bil-

der sind von Horst Hand-Jentsch, Gerhard Geseemann schrieb über Geschichte und Literatur Dalmatiens, Friedrich Bischoff gibt das Bild der Landschaft, Georg Britting liefert einen sehr hübschen Beitrag über bosnisches Maßl und Heinrich Voggenreiter berichtet über seine Erlebnisse und Erfahrungen auf einer Autofahrt an der dalmatinischen Küste. Eingefügt zwischen diese Aufsätze deutscher Bearbeiter sind Beiträge jugoslawischer Autoren, die in Prosa und Vers von dem geistigen Leben ein gutes Bild geben. —

W. K. von Mohara, der 1899 in Yokohama geboren wurde, hat durch seine Feuilletons in deutschen Zeitungen und seine Bücher über Japan schon lange die Aufmerksamkeit der Lesewelt gefunden. Jetzt berichtet er über „Brasilien, Tag und Nacht“ (Berlin, Ernst Rowohlt, mit vielen Bildern). Bei allem persönlichen Stil und einer impressionistischen Schreibweise zeigt doch jede Zeile, daß er das Wesen des Landes und seiner Bewohner mit scharfem Blick erkannt hat, ebenso wie die Problemstellung für dieses, in starker Entwicklung befindliche Land. —

Eine seemännisch hervorragende Leistung vollbrachte die Besatzung der deutschen Jacht „Hamburg“, die Ludwig Dinklage in dem frischen Buch „Wir segeln dem Teufel ein Ohr ab“ schildert (Leipzig, J. A. Brockhaus, 85 Abb., 2 Karten. RM 5,50). Ein Geleitwort schrieb Kapitän Ludwig Schlimbach, der wahrhaft berufen ist, diese Leistung zu würdigen. Die Jacht „Hamburg“ hat glorreiche Vergangenheit; Kapitän Kirchheis ist mit ihr um die Welt gesegelt. Schlimbach hat seinerzeit nach seiner Fahrt mit „Störbecker I“ die Anregung gegeben, daß doch deutsche Klubs mithelfen sollten, die großen Möglichkeiten einzusetzen, als Hochseesegler zur besseren Verbindung unter den Völkern beizutragen. Der Hochseesportverband „Hansa“ nahm die Anregung auf und ließ seine Jacht mit einer jungen Besatzung unter schwierigsten Umständen auslaufen. Mitten im Winter und seinen Stürmen segelte die „Hamburg“ ins Mittelmeer und kehrte nach einem Vierteljahr zurück, nachdem sie ernsteste Stürme siegreich überstanden hatte mit einer Mannschaft, die nun wirklich zu echten Seeleuten herangewachsen war. Die Schilderung ist höchst reizvoll, weil phrasenlos hier ein Seemann vom Leben auf der See berichtet. —

Der Isländer Gunnar Gunnarsson erzählt in seinem Büchlein „Inseln im großen Meer“ von den Besuchen der Atlantik-Inseln, die er vor zehn Jahren abstattete und bei denen er die Sehnsucht des Nordländers nach dem Süden erfüllte. Die deutsche Übertragung aus dem Dänischen stammt von Helmut de Boor, die sehr hübschen Zeichnungen von Alfred Mahlau (Braunschweig, Vieweg-Verlag). — Von seinen Erlebnissen unter den Walrobbsängern im hohen Norden berichtet in nordischen Erzählungen Lars Hansen „In Schnee und Nordlicht“ (Potsdam, Rütten & Loening). In einem knappen Stil, der ganz der Härte und Größe des Erlebens und der Leistung entspricht, geben diese Erzählungen seltsame und erregende Ereignisse aus dem Leben der Hochseefischer, das ein hartes und echt männliches ist, wieder. — Der Indianer Wäscha-kwonneesin hat ein letztes Werk vor dem Tode vollendet, „Das einsame Blockhaus“ (Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung. NM 6, — mit 16 Kunstdrucktafeln), deutsche Übertragung von Käthe Freiental. Hier ertönt noch einmal das Hohelied der Grenze, in dem Wäscha-kwonneesin alles das zusammenfaßt, was an Menschen, an Landschaft und an Tieren zu der großen und freien Natur gehört, in der er heimisch war. Im ersten Teil, den „Geschichten“, bringt er Erzählungen und Erlebnisse, im zweiten, „Mississauga“, schildert er die Zeit, als er in seiner Jugend und jungen Mannesjahren im Kanu die Flüsse Kanadas durchfuhr. Im letzten Teil, „Awawaan“, zieht er die Summe seines Lebens in nachdenklicher Erkenntnis. — Gleichfalls in Kanada und seinen unendlichen Wäldern spielt das Buch vom Dämon dieser Wälder, dem Vielfraß, von R. Montgomery, „Carcajou. Der Dämon der Kanadischen Wälder“ (ebenda, 15 Textzeichnungen von L. D. Cram, deutsche Übertragung von Gerda Sonoma. NM 4,80). Das ist ein gutes, weil echtes Tierbuch, in dem ohne Vermenschlichung das Leben dieses gefährlichen Tieres, das von allen anderen Tieren gehaßt wird, erzählt wird. Nach dem Aberglauben der Indianer soll man den Vielfraß nicht töten, weil das Unglück bringen soll, da er von dem bösen Geist eines längst verstorbenen Jägers besessen sein soll. Diese

Schilderung ist eingefügt in eine Geschichte von Jägern, die reizvoll genug zu lesen ist.

Literatur

In die „Große Illustrierte Reihe“ des Verlages Philipp Reclam jun., Leipzig, die mit Erfolg klassische Werke der deutschen Literatur durch verständnisvolle Illustrierung weiteren Kreisen nahebringt, sind jetzt erschienen auf bemerkenswert gutem Papier: Wilhelm Hauffs „Lichtenstein“ und Josef Viktor v. Scheffels „Ekkehard“ (je NM 3,75). Zum „Lichtenstein“ schuf Kurt Schöllkopf 59 Federzeichnungen, die vollendet sich dem Texte einfügen, weil der Künstler sich der historischen Landschaft ebenso wie der dichterischen Gestaltung mit Liebe einfühlte. Die 40 Holzschnitte zum „Ekkehard“ von Karl Stralil machen in Meisterschaft die Zeit, in der Scheffels unsterblicher Roman spielt, lebendig.

Goethes Werke in 12 Bänden sind als „Kleine Fests Ausgabe“ im Bibliographischen Institut, Leipzig (je Band NM 3,50), erschienen. Herausgeber sind Robert Petzsch und Hermann Blumenthal. Sie beruht auf der 18bändigen Ausgabe vom Jahre 1926. Band zwölf enthält das Lebens- und Wesensbild und Goethes Würdigung als Lyriker, Dramatiker, Epiker, eine Zeittafel, eine chronologische Tabelle der Gedichte und die Anmerkungen. Diese Ausgabe wendet sich nicht an die wissenschaftlichen Kreise, sondern will gerade dem literarhistorisch nicht vorgebildeten Leser Goethe nahebringen. Deshalb ist fast alles Fragmentarische, auch „Pandora“ und „Prometheus“ u. a. fortgeblieben. Es fehlen — wohl nur aus Raumgründen — die „Italienische Reise“, die Urfassungen von „Faust“, „Werther“, „Wilhelm Meister“, die Novellen, die Gelegenheitsdichtungen und Teile des Divan. — Von der guten Ausgabe von Heinrich von Kleists Werken des gleichen Verlages, die in zweiter Auflage erscheint und auf Grund der Erich Schmidtschen Arbeit von Georg Minde-Pouet, dem berufenen Kleistkenner, neu durchgesehen und erweitert ist, sind jetzt erschienen Band 3–6. Die Ausgabe bringt bekanntlich zeitgenössische Abbildungen. — Mörikes Werke in zwei Bänden (NM 12, —) sind jetzt in den schönen Dünndrucktaschenausgaben des Insel-Verlages

Fürst Pückler reist nach England

Aus den Briefen eines Verstorbenen.
Herausgegeben von Herm. Ch. Mettin

6.—8. Tausend. Leinen RM 8.50

„Souverän geschrieben, bewahren diese Memoiren
ihre funkelnde Lebendigkeit bis auf den heutigen Tag.“

Eckart v. Naso

in Velhagen & Klasing's Monatsheften

„Vielleicht das hübscheste unter den zahlreichen
Reisebüchern des Jahres ist mehr als hundert
Jahre alt: es nennt sich ‚Fürst Pückler reist nach
England‘ und ist eine geschickte und immer noch sehr
reiche Auswahl aus den ‚Briefen eines Verstorbenen‘,
die 1830 eine literarische Sensation für ganz
Europa waren. Geruhssame Reisebriefe eines großen
Herrn, weltmännisch, feinerisch, überlegen, schar-
mant und unwiderstehlich fesselnd, wo immer man
sie aufschlägt. Sie geben unerseßlich-einmalige In-
terieurs aus dem 19. Jahrhundert und für den
Wissenden auch so manche Züge des ewigen England;
und sie wecken mitunter einen leisen Neid auf die
Zeiten, da man noch mit soviel genießerischer Muße
reiste...“

Die Dame

„Wohl die anregendste und amüsanteste Lektüre, die
man sich wünschen kann. Man kann es von Anfang
bis zu Ende lesen, man kann auch darin blättern
und hier und dort hängenbleiben — überall wird
man auf kluge Beobachtungen, einen vorzüglichen
Stilisten und auf einen bezaubernden Menschen
stoßen.“

Hamburger Fremdenblatt

„Nach wenigen Seiten ist man derart in den Bann
des Buches geraten, daß man zum Schluß mit Be-
dauern wünscht, es mögen doch noch einige hundert
Seiten folgen. Es ist geschrieben in einer Mi-
schung von Eleganz und Geist, von Herz und kühler
Beobachtung, mit einer plaudernden Leichtigkeit
des Stils, der diese Briefe zu klassischen Dok-
umenten eines im besten Sinne amüsanten und kult-
vierten Reisejournalismus macht.“

Wir haben im Bereiche des deutschen Schrifttums
keinen Überfluß an derartiger Literatur.“

Kölnische Volkszeitung

HANS VON HUGO-VERLAG,
BERLIN-WANNSEE



Dr. Lahmanns Sanatorium

„Weißer Hirsch“ seit 1888

in Bad Weißer Hirsch-Dresden.

Die klinisch geleitete
vorbildliche physikalisch-
diätetische Heilanstalt für
innere und Nerven-Krankheiten.

7 Fachärzte / Alle neuzeitlichen diagnostischen und thera-
peutischen Einrichtungen / Auffrischkuren.

(Im Kurort: Golfplatz, Tennisplätze, Schwimmbad.)
Man verlange Werbeschrift F

BEILAGENHINWEIS

(Außer Verantwortung der Schriftleitung)

Dem vorliegenden Heft unserer Monatschrift ist fol-
gender Prospekt beigegeben, den wir der Aufmerksam-
keit unserer Leser empfehlen:

Atlantis-Verlag, Berlin-Grünwald, Teplitzer Straße 25
betr. „Dom Minarett zum Bohrturm“ (Boveri)

Deutsche Buchhändler-Lehranstalt

Leipzig C 1, Platostraße 1a

Ostern und Michaelis Jahreskurse,
auch für Ausländer. Lehrplan durch die Verwaltung



aufgenommen. Ein Nachwort, eine feinsinnige Würdigung von Leben und Werk des schwäbischen Dichters schrieb Ludwig Friedrich Barthel.

Den zweiten Teil seiner Schillerbiographie „Schillers Wander- und Meisterjahre“, der des Dichters Schicksale von der Flucht aus Mannheim bis zum frühen Tode behandelt, hat Reinhard Buchwald in die Abschnitte geteilt: Lebensnot und Bildungsnot und Die Vollenbung (Leipzig, Insel-Verlag, 9 Bildtafeln), und damit ist die neue Schillerbiographie vollendet, und sie ist es in wahren Wortsinne, denn Buchwald hat ein endgültiges Bild Schillers, als Dichter und Menschen geschaffen, das in gemeinverständlicher Darstellung den Schiller zeigt, der unseren Tagen so viel zu geben hat. — Wie stark seine Wirkung sich wieder spürbar macht, zeigt auch das von Hartfrid Wos herausgegebene Buch: Friedrich Schiller „Der Weg zur Vollenbung“ (Ebenhausen, Wilhelm Langewiesche-Brandt, RM 3,60). Diese Auswahl aus Schillers Briefen, seinen philosophischen und ästhetischen Schriften zeigt den Philosophen Schiller, „dessen edle Ungeduld nicht ruhen kann, bis alle Begriffe sich zu einem harmonischen Ganzen geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaft steht“. — „Gottfried Kellers Briefe an Viegew“ (Zürich, Verlag der Corona), die einen Zeitraum von 30 Jahren umfassen, bringen Wesentliches und Unentbehrliches zur Kenntnis Kellers. Man wagte kaum mehr zu hoffen, daß eine solche geschlossene Reihe der kostbaren Briefe uns noch beschert würde. Die Herausgabe hat mit gewohnter Akribie Jonas Fränkel vorgenommen.

Ganz besonders reizvoll ist wieder der 16. Band der „Veröffentlichungen des

Schwäbischen Schillervereins“, die Otto Günther herausgibt (Stuttgart, J. G. Cotta). Dieser Band bringt unter dem Titel „Aus klassischer Zeit“ 23 Scherenschnitte der Luise Dutenhofer. — In der deutschen Bergbücherei ist Alalbert Stifters „Der Waldgänger“ erschienen, eingeleitet von Max Stefl (Graz, Styria, RM 2,—). — Von den Dichtern zu den Philosophen. Im Schopenhauer-Gedenkjahr begann der Verlag J. A. Brockhaus, Leipzig, die Herausgabe seiner Sämtlichen Werke, die auf 7 Bände berechnet ist, von denen die ersten beiden erschienen sind. Einer der besten Kenner Schopenhauers, Arthur Hübscher, Präsident der Deutschen Schopenhauer-Gesellschaft, hat die erste Gesamtausgabe, die Julius Frauenstädt besorgte, neu bearbeitet und leitet sie mit einem ausgezeichneten Lebensbild ein, nachdem er in der Einleitung von den Grundsätzen seiner Neubearbeitung Rechenschaft abgelegt hat. Die Ausstattung der Bände, die auch unbekannte Schopenhauerbilder bringen, ist recht gut. — Arthur Hübscher ließ auch eine Sammlung von Aphorismen und Tagebuchblättern „Der junge Schopenhauer“ erscheinen (München, Piper. Mit Bildnissen und Facsimiles. RM 3,—). Hier werden erstmalig die Gedanken des jungen Schopenhauer vollständig zusammengestellt, und es ist höchst reizvoll, das Werden des alten Schopenhauer in den Anfängen des jungen zu verfolgen. — Auch das „Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft“ hat sich mit seinem 25. Bande in das Zeichen der Huldigung zum 150. Geburtstag des Philosophen gestellt. Es bringt eine große Reihe von Beiträgen, in denen sich seine Verehrer aus allen Ländern in einem starken Bekenntnis und Dank zu ihm zusammenfinden.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Ernst Samhaber, Berlin — Dr. Kurt Flügge, Berlin — Museumsdirektor a. D. Paul J. Schmidt, Berlin — Harald v. Koenigswald, Bornim-Potsdam — Helene d'Alton-Rauch, Potsdam — Dr. Willy Kramp, Caporn/Ostpreußen.

Hauptschristleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grünwald, Fernruf: Berlin 22 1856 • Verlag und Anzeigenannahme: Philipp Reclam jun. Leipzig, Inselstr. 22/24 • Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maas, Leipzig • DL. III. W. 1938: 3762 • Zur Zeit ist Anzeigen-Preisliste Nr. 6 gültig • Druck: Reclam-Druck Leipzig • Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt • Übersetzungsrechte vorbehalten • Die Bezugspreise (Einzelheft 1,— RM, Jahresabonnement 12,— RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 %.

ROBERT HENSELING

Umstrittenes Weltbild

Astrologie / Welteislehre / Um Erdgestalt
und Weltmitte

Anhänger und Gegner der Astrologie, der Welteislehre und anderer umstrittener Weltbilder und kosmologischer Theorien stehen sich in leidenschaftlicher Feindschaft gegenüber. Der begeisterten Bejahung der „Gläubigen“ antwortet die schneidende Kritik der Fachgelehrten, ohne daß bisher zwischen den beiden Lagern sich etwas wie eine Verständigung oder überhaupt ein Verstehen angebahnt hätte. In diese Situation greift Robert Henseling, der bekannte erfolgreiche Verfasser des Sternbüchleins, mit einem neuartig erregenden und umfassenden Buch entscheidend ein. Er ist wissenschaftlicher Astronom und Physiker, dem die Redlichkeit des Denkens und Forschens oberster Grundsatz ist, aber er begnügt sich nicht mit einer hochmütigen Abfuhr der „Asterwissenschaften“, sondern geht ausführlich auf die zugrunde liegenden Kräfte, Tatsachen und Beweisführungen ein.

Das in den nächsten Tagen erscheinende Werk ist mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln ausgestattet und kostet kartoniert RM. 5.50, in Leinen RM. 7.—.

RECLAM

Neuerscheinung!

Deutsche Frau und deutsche Not im Weltkrieg

Bearbeitet von Margareta Schickedanz

Kart. RM. 3.40, geb. RM. 4.80

Die Notzeit des Weltkrieges rief ein ganzes Heer von Frauen zur Verteidigung der Heimat. Welche Standhaftigkeit es dem Vernichtungswillen des Feindes entgegensetzte, will das vorliegende Buch zeigen. Neben einer Überschau über die Leistungen bringt es erschütternde Tatsachenberichte und Stimmungsbilder. Den namenlosen Heldinnen des Weltkrieges sei es eine stolze Erinnerung, der jetzigen Generation eine ständige Mahnung zu gleicher Opferbereitschaft.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Leipzig **B. G. Teubner** Berlin

Aus den zahlreichen Urteilen über zwei bedeutende Englandbücher

Die Chamberlains

Joseph – Austen – Neville

Von Sir Charles Petrie

Mit einem ausführlichen

Nachwort von Dr. Karl Siler und 12 Abbildungen

6.–10. Tausend. Leinen RM. 7.80, Kart. RM. 5.80

Kölnische Zeitung, 4. 12. 38: „Der Leser wird gern nach diesem Buche greifen, das die drei Chamberlains nicht nur als Einzelpersönlichkeiten zeigt, sondern ihre hervorstechendsten Charakterzüge als Familieneigenschaften erkennen läßt und so erst voll verstehen lehrt.“

Berliner Börsenzeitung, 9. 12. 38: „Der Verfasser begnügt sich nicht damit, die drei Lebensbilder des Vaters Joseph Chamberlain und seiner beiden Söhne Austen und Neville aneinanderzureihen, er arbeitet auch die gemeinsamen Züge der drei charakteristisch recht verschiedenen Männer scharf heraus, um einen wirklichen Begriff von der Chamberlain-Tradition zu geben. Daraus erwächst unversehens eine Darstellung, die über sechs Jahrzehnte der englischen Politik umfaßt.“

England in der Entscheidung

Eine freimütige Deutung
der englischen Wirklichkeit

Von A. Hillen Ziegfeld

6.–8. Tausend. Leinen RM. 6.80, Kart. RM. 4.80

Reichssender Leipzig, 8. 12. 38: „Ziegfeld entwirft ein Bild der Gegenwartsprobleme der englischen Innen- und Außenpolitik, um dann in großartiger Zusammenfassung aller welt-politischen Aspekte der englischen Politik der Behandlung der Frage zuzusteuern: welchen Weg wird England in Zukunft beschreiten? Ein Buch, voll von Anregungen, vertieften Einsichten und neuen Gesichtspunkten, ein Buch, das man als das Ergebnis umfassender Sachkenntnis und durch-dachten Wissens ansehen darf, und das dazu beitragen kann, uns bei der Betrachtung englischer Politik weltgeschichtliche und weltpolitische Perspektiven sehen zu lehren, wie sie dem Engländer, dank vielhundertjähriger Kolonialpolitik, mindestens in seiner Oberschicht geläufig sind.“

PHILIPP RECLAM JUN., VERLAG, LEIPZIG